Nr. 1 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Dienstag, den 1. Januar 1929

BIBLIOTHECA JAGELLONICA

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 1. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2001

Die jugoslawische Regierung zurückgetreten

Eine befreiende Tat für das Land — Entspannung zwischen Serben und Kroaten — Noch keine Entscheidung über das kommende Kabinett

Belgrad. Nach dem das Kabinett Koroschetz am Sonntag seinen Rücktritt eingereicht hatte, fand eine Beratung beim König noch nicht statt. Die politischen Besprechungen dürften wegen des Gesundheitszustandes des Königs auch erst in zwei bis drei Tagen beginnen. Es sollen die Vertreter aller parlamentarischen Gruppen, sowie die Führer der kroatischen Parteien gehört werden. Man nimmt an, daß Dr. Matschek und Dr. Pribitschewitsch am Dienstag in Belgrad eintreffen. Ein bestimmter Plan zur Lösung der Krise besteht nicht, weshalb sie auch länger andauern dürfte. Man spricht auch von dem Versuch, eine Konzentrationsregierung unter Einfluß der Kroaten zu bilden. In politischen Kreisen glaubt man nicht, daß die kroatischen Politiker geneigt sein werden, mit dem jetzigen Ministerrat zusammenzuarbeiten. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Dr. Koroschetz mit den Mohammedanern und den Radikalen eine Dreierkoalition bilden wird, der die Aufgabe zufallen wird, den Staatsvoranschlag im Parlament zur Annahme zu bringen, worauf die Regierung zurücktreten würde, um die Bildung einer festen Regierungsmehrheit zu ermöglichen.

Dr. Matschek über die Befreiung Südslawiens

Agram. In Krizevatsch wurde am Sonntag der Witwe des verstorbenen Stephan Raditsch, Frau Marie Raditsch, und den beiden Abgeordneten Grandja und Pernar das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen. Bei dieser Gelegenheit hielt der Präsident der kroatischen Bauernpartei, Dr. Matschek, eine Rede, in der er auf die vollständige Befreiung des kroatischen Vaterlandes hinwies und betonte, daß das kroatische und serbische Volk, das auf dem historischen Boden des Königreichs Kroatien und Slawonien lebe, der einzige und ausschließliche Herr seines Bodens sei. Wir wollen, so erklärte Dr. Matschek, daß diese Freiheit für ewige Zeiten gesichert wird und sie nicht nur Kroatien und Slawonien, sondern ebenso auch allen anderen Teilen dieses Staates zukommt. Wenn Slawonien, Bosnien und Mazedonien frei sein werden, ebenso wie alle anderen historischen Teile dieses Staates, so werden sie auch eine Garantie dafür sein, daß Belgrad nie daran denken wird, sich gegen das alte historische kroatische Königreich zu erheben.

10 Jahre Zuchthaus für Wojciechowski

Die Verteidigung legt Berufung ein — Gelassene Aufnahme durch den Angeklagten

Warschau. Nach fast siebenstündiger Verhandlung im Wojciechowski-Prozeß, während der der Staatsanwalt und die beiden Verteidiger plädierten, zog sich das Gericht am Sonntag um 10 Uhr abends zur Beratung zurück. Um 10.45 Uhr wurde das Urteil verkündet. Es lautete auf Grund des Paragraphen 48, der politische Verbrechen behandelt, auf zehn Jahre schweren Kerker. Der Angeklagte nahm den Urteilsspruch mit großer Gelassenheit hin. Der Staatsanwalt verzichtete auf eine Revision, da die Verteidigung zweifellos ihr Appellationsrecht geltend machen wird. Kurz vor dem Wiedererscheinen des Gerichtshofes wurden die dichtbesetzten Zuhörerbänke durch ein starkes Polizeiaufgebot abgesperrt. Im Saale herrschte während der Urteilsverkündung eine atemlose Stille, die erst nach Verlesung der Straftaten einer gewissen Unruhe Platz machte. Die in der ersten Reihe sitzende Mutter des Angeklagten verlor trotz der unerwarteten Schwere der Strafe keinen Augenblick ihre Fassung. Die Verteidiger suchten in ihrem Plädoyer nachzuweisen, daß das Attentat nicht politisch zu werten ist, sondern auf persönliche Vergeltungsgefühle des Angeklagten zurückzuführen sei. Wojciechowski habe im Affekt gehandelt.

Vertrauen zur Regierung Maniu

Der rumänische Haushalt von der Kammer angenommen

Bukarest. Die Kammer nahm in der Nachtsitzung den Haushalt an, nachdem er sowohl bei den Einnahmen als auch bei den Ausgaben um 600 Millionen Lei verkleinert wurde, so daß sich die Bilanz der Einnahmen und Ausgaben auf 37 sieben Zentel Milliarden Lei beläuft. Falls die Kammer am Montag eine Sitzung abhalten sollte, beabsichtigt der Finanzminister, neue Gesetzentwürfe betreffend Erhebung einer Wein- und Biersteuer einzubringen. Bei der Beratung des Haushalts erklärte Prof. Jorda namens der Nationalpartei, er nehme den Haushalt an. Er sei nicht als Werk der Bauernpartei anzusehen, die noch nicht Zeit gehabt habe, ihr Programm zusammenzustellen, sondern eine Folge der unmöglichen Finanzpolitik Bratianus, die keine Finanzpolitik, sondern eine Buchhalterpolitik gewesen sei. Im Namen der liberalen Partei erklärte der ehemalige Innenminister Duca, daß seine Partei der Regierung keine Schwierigkeiten machen wolle, sondern erst sehen wolle, wie die Regierung arbeite, um die Anleihe und die Stabilisierung der Währung zu verwirklichen. Den Haushalt lehnte seine Partei ab, um keine Verantwortung zu übernehmen. Im Namen der ungarischen Partei erklärte Baron Josika, daß er den Haushalt nicht annehme, da er keinen Beitrag für die ungarischen konfessionellen Schulen enthalte. Für die Deutschen erklärte Abg. Brandsch, den Haushalt anzunehmen, obwohl bedauerlicherweise die Forderungen der deutschen Bevölkerung noch nicht verwirklicht seien. Von den jüdischen Abgeordneten wurde er angenommen.

Der französische Pressesumpf

Das „Journal" und der Krach der „Gazette du Franc". — Belastende Aussagen Frau Hanaus.

Paris. Am Sonntag fand in der Angelegenheit der „Gazette du Franc" eine Vernehmung der Frau Hanau statt, wonach sie dem Häusermakler Amad gegenübergestellt wurde, durch dessen Vermittelung dem „Rumeur" und angeblich auch dem „Journal" größere Beträge, insgesamt 1 150 000 Franken, überwiesen wurden, damit sie ihre Hetze gegen die „Gazette du Franc" und deren Finanzgesellschaft einstellten. Amad wird von dem Direktor des „Rumeur" als ein Erpresser und Schwindler hingestellt, während der Direktor des „Journal", Monthon, grundweg in Abrede stellt, irgend eine Summe von Frau Hanau erhalten zu haben. Frau Hanau erklärte demgegenüber, sie habe Beweise in der Hand, daß die genannten Summen den beiden Zeitungen ausgehändigt worden seien. Sie verlas vor dem Untersuchungsrichter eine 16seitige Verteidigungserklärung und ließ durchblicken, daß der Skandal erst an seinem Anfang stehe.

Dynamitüberfall auf ein Postamt

Breslau. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag gegen 3 Uhr, drangen Diebe in das Postamt Kattern-Breslau ein, sprengten den Geldschrank mit Dynamit auseinander und raubten das darin liegende Bargeld. Den Einbrechern fielen etwa 15 000 Mark in die Hände. Wertzeichen blieben unberührt. Von den Tätern fehlt bisher jede Spur.

Kampfesbewußtsein — Selbstvertrauen!

1928—1929

Ein Jahr großer Erwartungen und Hoffnungen ist dahin. Eine Enttäuschung jagte die andere, vieles ist erreicht, um manches muß der Kampf mit weit größerer Entschiedenheit geführt werden. Die Erwartungen, die die Arbeiterklasse zu Beginn des Jahres 1928 gehegt hat, sind nicht restlos erfüllt worden. Es war ein Wahljahr von ungeahnter Bedeutung, die Sozialdemokratie hat überall riesige Fortschritte gemacht, aber die Festungen des Kapitalismus sind nicht beseitigt worden, man muß es offen zugeben, sie sind in einzelnen Ländern trotz der Erfolge der Sozialisten stärker denn je. Die Reaktion ist mit Träger des Kapitalismus und ihm unterordnen sich Staat und Gesellschaft, wie wir dies in Polen am besten beobachten konnten. Trotzdem die Linksparteien einen erheblichen Fortschritt gemacht haben, ist die Reaktion in Polen stärker denn je, und es ist trotz aller demokratischen Phrasen einzelner Minister nicht zu erwarten, daß sich etwas am faschistischen Kurs der heutigen Machthaber ändern wird. Im Gegenteil, müssen wir damit rechnen, daß die Macht der Militärdiktatur weiter ausdehnen wird, daß trotz des Vorhandenseins des Parlaments die Dekrete über die Volksvertretung siegen werden. Der entschiedene Kampf wird um die Verfassungsreform ausgetragen und hier wird wohl das Jahr 1929 die Entscheidung bringen. Man soll sich in dieser Beziehung keinerlei Illusionen hingeben, die Entscheidung wird im Sinne der heutigen Machthaber ausfallen und das bedeutet eine Verminderung der Rechte der Arbeiterklasse, die man bewußt von der Anteilnahme am Staatsleben ausschalten will. Alle gegenteiligen Behauptungen sind nichts anderes als Beruhigungspillen, mit denen man verhindern will, sich in die Karten blicken zu lassen. Die Arbeiterschaft hat immer wieder betont, daß sie im Zeichen der Demokratie siegen will, aber daß sie nicht gewillt ist, zu schweigen und tatenlos dazustehen, wenn ihr ein Recht nach dem anderen entwunden wird. Der polnischen Demokratie steht ein harter Kampf im Jahre 1929 bevor und, sagen wir es offen, daß sein Ausgang auch entscheidend sein wird für den Bestand des polnischen Staatswesens. Diese Tatsache wird leider von einem großen Teil der Träger der Reaktion übersehen. Ob offene oder verschleierte Diktatur, sie führen unwiderruflich zum Staatsverfall. Wenn wir diese Tatsachen hervorheben, so deshalb, weil die Arbeiterklasse an der Fortentwicklung des demokratischen Staatswesens interessiert ist, der Verfall des Staates bedeutet eine Zurücksetzung der Arbeiterschaft, eine Beseitigung ihrer Errungenschaften, um die sie Jahrzehnte gekämpft hat. Die Grundlagen des Staats sind in der Verfassung verankert, und an ihrer demokratischen Fortentwicklung hat daher die Arbeiterklasse das allergrößte Interesse.

Wer noch irgend welche Hoffnungen gehegt hat, daß sich die heutigen Staatslenker dessen bewußt sind, daß Polen 38 Prozent nationaler Minderheiten beherbergt, die auf Ausführungsgesetze zur Verfassung warten, damit der kulturelle und nationale Belange befriedigt werden, der wird nicht nur enttäuscht, sondern muß nach den Ausführungen des polnischen Außenministers in Lugano zu der Erkenntnis kommen, daß sich in bezug auf die Minderheiten in Polen nichts ändern wird, im Gegenteil, daß gewisse Kreise noch eifriger ihre Propagierung, daß heißt, die Ausrottungspolitik schärfer als bisher betreiben werden. Gerade zum Jahreswechsel liegen Bestätigungen dieser Annahmen vor. Aber nichts kann die Minderheiten daran hindern, immer wieder ihre Stimme zu erheben und auf Durchführung der in der Verfassung garantierten Rechte zu drängen. Wir haben gesehen, daß bezüglich der Thesen des polnischen Außenministers fast eine Einheitsfront in ganz Polen besteht und diese kann man nur dahin auslegen, daß mit Ausnahme der polnischen Sozialdemokratie keine Partei daran denkt, eine friedliche Lösung der Minderheitenprobleme herbeizuführen. Die Hoffnungen der Minderheiten bleiben also nach wie vor auf den Völkerbund gelenkt, und diese Tatsache ist leider nicht geneigt, größeres Vertrauen zum eigenen Staat zu wecken. Wenn also solche Hoffnungen genährt werden, dann soll man auch in polnischen Kreisen verstehen, wenn sie in gewissen Schichten oft den Schein der Staatsfeindschaft annehmen, wenngleich sie in Wirklichkeit doch nichts anderes als die Forderungen nach garantiertem Recht sind. Für uns Deutsche in Polen ist die Minderheitenfrage ein Kernproblem des Daseins und wir würden es lebhaft begrüßen, wenn die Lösung bei uns selbst und nicht erst über internationale Instanzen gefunden werden könnte.

Acc. Nr. 1563/30 A

Leider müssen wir auch im kommenden Jahr diese Hoffnung aufgeben. Dank dem Auftreten des polnischen Außenministers ist das Minderheitenproblem vor das Forum internationaler Politik gebracht worden, und wir hoffen zuversichtlich, daß die Staatsmänner Europas sich dessen bewußt sind, daß ein Teil der Friedensarbeit in der Lösung des Minderheitenproblems zu suchen und lösen ist. Gewiß geben wir uns keinen Illusionen hin, daß diese Frage eine rasche Erledigung finden wird. Dazu überwiegen im Völkerbund noch die Träger der Geheimdiplomatie und ihr Werk der Kompromisse hat gerade in der Minderheitenfrage mehr Unheil angestiftet, denn den Minderheiten selbst Vorteile gebracht.

Polen durchlebt an der Jahreswende eine Krise, deren Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten liegen und hier zu schildern den Rahmen eines Zeitungsartikels weit überschreiten würde. Wir begnügen uns daher lediglich mit dem Anschneiden zweier wichtiger Probleme: Verfassung und Minderheiten. Es würde viel über Wirtschaft, polnische Außenpolitik und ähnliches zu sagen sein, was wir uns indessen für später vorbehalten wollen.

* * *

Die Arbeiterklasse ist sich dessen bewußt, daß die Lösung ihrer Aufgaben nicht auf ihr Land selbst-beschränkt werden kann, sondern gebunden ist an den sozialistischen Fortschritt aller Nationen. Die Hoffnungen zu Beginn des Jahres 1928 waren groß, sie haben sich aber nicht derartig ausgewirkt, um dem Proletariat selbst größere Vorteile zu bringen. Der Ausgang der Wahlen war ein Triumpf der Arbeiterschaft, aber die Auswirkung ist nicht erfolgt, weil eben die Mehrheiten zur sozialistischen Regierung fehlten und selbst in Koalitionen mit Bürgerlichen die Arbeiterklasse wenig oder auch nichts erreichen kann. Heut sind die Augen der Welt nach England gerichtet, wo der Entscheidungskampf zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft fallen wird. Das Ringen zeigt Schritt um Schritt Verstärkung der Machtposition der Arbeiterpartei und die englischen Genossen rüsten zur Uebernahme der Staatsmacht, aber in keiner Koalition, sondern die ganze Macht der Arbeiterschaft. Wir wissen, daß Koalitionen mit dem Bürgertum selbst in der internationalen Politik keinerlei Vorteile bringen. Man braucht bloß auf den Kuhhandel in Genf zu sehen und wenn es den Sozialisten nicht gelingt, dort mehrere ihrer Vertreter zu entsenden, dann wird der Völkerbund auch in Zukunft kein Friedeninstrument, sondern eine Instanz, in der man politische Geschäfte abschließt. Das hat sich ja deutlich im Verlauf dieses Jahres genug gezeigt. Dessen ungeachtet, wäre es verfehlt, diesen Völkerbund in Grund und Boden zu verdammen, wenn auch seine heutigen Arbeiten leider fast so zu bewerten sind.

Noch siegt die Machtpolitik auf internationalen Gebieten über die Verständigungsabsichten. Das kam so deutlich zum Ausdruck in der Behandlung der Abrüstungsprobleme und im Abschluß einer Anzahl von Verträgen, die alles andere, nur nicht zur Befriedigung der Welt dienen. Auf der einen Seite schließt man Pakte zur Erhaltung des Friedens, um gleichzeitig neue Rüstungen zu betreiben, die Welt in Waffen erstarren zu lassen. Das ist der Sinn der kapitalistischen Weltpolitik, die nur behoben werden kann, wenn die Arbeiterklasse jede politische Macht darbieten wird, die diesem Wettrüsten und Kriegstreiben ein Ende bereitet. Nachdenkliche Finanzmagnaten sehen dieses Bestreben der sozialistischen Arbeiterschaft auch ein, aber bei ihrem Jagen nach immer erweiterter Ausdehnung ihrer Macht, der Kapitalsmacht, folgen sie lieber den Imperialisten ihrer Staaten, den der Friedenspolitik der Sozialisten.

Nach dem Ausgang des Sozialistenkongresses im August den Wert der sozialistischen Bewegung zu bemessen, ist außerordentlich viel erreicht worden. Aber wir wollen auch hier keinen Phantomen nachjagen, sondern anerkennen, daß das kommende Jahr ein Jahr des Kampfes der Sozialisten, um die Eroberung der politischen Macht sein wird. Es gibt außer einigen Koalitionsregierungen mit Sozialisten am Jahresschluß keine sozialistische Regierung in Europa und darin ist es schlechter bestellt, denn am Jahresschluß 1927. Aber das soll unser Kampfesbewußtsein nicht mindern, im Gegenteil unser Selbstvertrauen stärken, daß wir vorwärts schreiten, und daß wir siegen werden im Zeichen des internationalen Sozialismus. Mögen auch die Voraussetzungen nicht so günstig erscheinen, wie es an der Jahreswende 1927—1928 war, wir wollen vertrauensvoll ins neue Jahr sehen, zu den bisherigen Erfolgen müssen neue kommen und in diesem Sinne legen wir das Gelöbnis ab, 1929 unsere ganze Kraft auf den Sieg der sozialistischen Welt- und Wirtschaftsordnung zu vereinigen. Mit uns das Volk, mit uns der Sieg!

—ll.

Ein Meister der deutschen Erzgießer-Kunst

Am 7. Januar 1929 jährt sich zum 400. Male der Todestag des berühmten Nürnberger Erzgießers und Bildhauers Peter Vischer. Den Höhepunkt seiner Kunst bezeichnet das Sebaldus-Grab zu Nürnberg, an dem er sich selbst — wie unser Bild zeigt — in Kappe und Schurzfell, wie einen echten deutschen Handwerker, dargestellt hat.

Eine neue Stätte für deutsches Volkstum

wird das alte Schloß in Quedlinburg sein, das zum Museum umgestaltet werden soll. Das Schloß war jahrhundertelang der Sitz eines frei-weltlichen Stiftes, zu dem auch die im Hintergrunde sichtbare Schloßkirche — meist irrtümlich Dom genannt — gehörte.

Henderson an die deutsche Sozialdemokratie

London. Der Präsident der sozialistischen Arbeiter-Internationale und ehemalige britische Innenminister, Artur Henderson, Unterhausabgeordneter der Arbeiterpartei, sendet der Deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung den folgenden Neujahrsgruß:

„Wird das kommende neue Jahr neue Beweise für das Wachstum des guten Willens zwischen den Nationen bringen? Jeder international Denkende wird sich diese Frage stellen und sich auf die Fortsetzung der politischen Kämpfe gefaßt machen müssen, ehe eine bejahende Antwort möglich sein kann. Die Feinde der Organisierung der friedlichen Beilegung internationaler Streitfälle und der Organisierung der Abrüstung sind die Feinde des Friedens. Die großen Nationen treten für die Aechtung des Krieges ein; gleichzeitig aber machen einige unter ihnen ganz offen Vorbehalte, die sich auf das Recht zum Krieg beziehen und zeigen keinerlei Eifer, sich zur Schaffung einer Alternative für den Krieg zusammenzutun. Der Pfad zur Abrüstung ist beschwerlich, aber nur deshalb, weil der Geist des Militarismus zwar bereit ist, das Risiko des Krieges auf sich zu nehmen, nicht aber das Risiko des Friedens.

Die Militaristen entwerfen ihre militärischen und maritimen Mindestprogramme, sie haben bisher jedoch nicht den Mut gehabt, auch nur die Zahlen und Ziffern für die Streitkräfte zu Lande und zur Luft als Beitrag zu einem Abrüstungsprogramm niederzulegen.

Falscher Stolz, Nervosität und die Trägheit derjenigen, die niemals an das Morgen denken wollen, sind unsere geistigen Feinde.

Ich erwarte vom neuen Jahr vertrauensvoll eine Räumung des Rheinlandes durch die ausländischen Truppen und die erfolgreiche Durchführung eines wesentlichen Schrittes in die Richtung auf internationale Abrüstung."

Friede in Afghanistan?

Konstantinopel. Wie aus Kabul gemeldet wird, soll sich nach amtlichen afghanischen Meldungen der Schinwari-Stamm bereit erklärt haben, den Kampf gegen die Regierung einzustellen. Der Stamm werde jetzt von den afghanischen Regierungstruppen entwaffnet. Die Führer der Schinwari seien nach dem Ausland geflüchtet. Eine Bestätigung dieser Meldung von neutraler Seite liegt bis jetzt nicht vor.

Straßenschlacht im Osten Berlins

Banditen überfallen Zimmerleute — Mehrere Schwerverletzte, 2 Tote

Berlin. Nach den Ermittelungen, die während des ganzen Sonntag über die schwere Schlägerei in einer Gastwirtschaft im Osten Berlins von der Polizei angestellt wurden, haben ergeben, daß es sich um einen planmäßigen Ueberfall von Stoßtrupps berüchtigter Berliner Verbrechervereine auf das Versammlungslokal der Hamburger Zimmerleute handelt. Es wurde festgestellt, daß während des Kampfes, der von 23 Uhr bis 2 Uhr morgens dauerte, mehr als 40 Schüsse gefallen sind. Die Täter gehören einem Verein „Immertreu" an, der in der Hauptsache aus Verbrechern und entlassenen Zuchthäuslern besteht. Mitglieder dieses Vereins erschienen mit Smoking, Lackschuhen und Zylindern in der Gastwirtschaft und begannen Streit mit den Zimmerleuten. Da die Zimmerleute in der Ueberzahl waren, konnten sie aus dem Lokal gedrängt werden. Kurz darauf kamen aber etwa 30 bis 40 Autodroschken von allen Seiten heran, die Verstärkung für die „Immertre"-Leute brachten. Während des nun entstehenden Kampfes wurde ein Zimmermann getötet und acht verletzt. Ein Zimmermann, der von mehreren Banditen verfolgt wurde, sprang auf eine vorüberfahrende Straßenbahn um sich in Sicherheit zu bringen. Die Verbrecher brachten jedoch den Wagen zum Halten, holten den Handwerker mit Gewalt heraus und schlugen von allen Seiten auf ihn ein. Beim Eintreffen eines größeren Aufgebots des Ueberfallkommandos suchten die Verbrecher das Weite. Die polizeilichen Nachforschungen haben noch ergeben, daß der Zusammenstoß auf einen Vorfall zurückzuführen ist, der sich schon einen Tag vorher ereignet hat. Ein Mitglied des „Immertreu-Vereins" war auf der Straße mit zwei Zimmerleuten in einen Streit geraten und von ihnen verprügelt worden. Das Eindringen der ersten Truppe der Immertreu-Leute in die Gastwirtschaft sollte eine Sühne für diesen Vorfall sein. Die Polizei versucht zunächst der Mitglieder des Vereins „Immertreu" und eines anderen Vereins „Felsenfest" habhaft zu werden. Dies ist jedoch sehr schwierig, da verschiedene Mitglieder unter falschem Namen eingetragen sind.

*

Nach Polizeiberichten sind bisher 2 Tote und mehrere Schwerverletzte zu verzeichnen.

Die Sozialdemokratie in Georgien

Von Moskau aus ist die Meldung ausgegeben worden, daß in Tiflis eine menschewistische Militärorganisation entdeckt worden sei, die mit den Militärstellen der fremden Mächte zusammenarbeite. Wie der „Vorwärts" demgegenüber feststellt, handelt es sich um eine sozialdemokratische Jugendorganisation, deren Leiter Berzchalaischwiki und Lordeli lediglich aufklärende Parteiarbeit leisteten und deshalb auch die Verbindung zwischen der in Georgien illegal arbeitenden Sozialdemokratischen Partei bezw. der Jugendorganisation und ihren Auslandsvertretungen aufrecht erhalten wollten. Was darüber hinausgehe, sei eine infame Lüge und werde nur verbreitet, um die neuerdings wieder verschärften Repressalien gegen die georgische Sozialdemokratie zu rechtfertigen. Seien doch allein 7000 Sozialdemokraten deportiert worden. Jedes angebliche Geständnis der verhafteten Sozialdemokraten, falls ein solches überhaupt vorhanden sei, könne nur durch die barbarischen und raffinierten Foltermethoden der Tscheka erpreßt worden sein.

Die Generäle für Sun-Yat-Sens Programm

Paris. Wie die Pariser Presse aus Nanking meldet, hat die Regierung infolge der Unterwerfung der Mandschu-Generäle unter die Prinzipien Sun-Yat-Sens den Sohn Tschangtsolins, Tschangshueliang zum Verteidigungskommissar für den Nord-Osten ernannt und die Inhaber der hauptsächlichsten Regierungsstellen der Mandschurei in ihren Aemtern bestätigt. Der Außenminister erklärte, dies Ereignis, das von der ganzen Nation gewünscht werde, sei eines der bezeichnendsten politischen Ereignisse der jüngsten Zeit im fernen Osten.

Amerika und die kommenden Abrüstungsverhandlungen

Washington bleibt pessimistisch.

Paris. Nach einer Neuyorker Privatmeldung des „Petit Parisien" wird die Ernennung der amerikanischen Vertreter für die vorbereitende Abrüstungskonferenz, Botschafters Gibson, Admiral Hilary Jones und Admiral Andrew Long erst nach der Rückkehr Hoovers nach Washington amtlich bekannt gegeben werden. Die Haltung der amerikanischen Regierung in der Frage der Beschränkung der Zahl der Kreuzer und Tauchboote sei unverändert, da Washington kein neuer befriedigender Vorschlag unterbreitet worden sei, herrsche im Staatsdepartement der Eindruck vor, daß die kommenden Beratungen wenigstens auf dem Gebiet der Flottenabrüstung zu einem merklichen Fortschritt führen werden.

Die Fischertragödie auf dem Peipus-See

Noch 83 Fischer vermißt.

Riga. Im Laufe des Sonnabend ist es gelungen, von den verschollenen Fischern noch 27 zu retten. 83 Fischer werden noch vermißt. Es muß angenommen werden, daß sie zum russischen Ufer abgetrieben wurden. Am Sonnabend wurden estländische Militärflugzeuge zur Versorgung der abgetriebenen Fischer mit Kleidung und Nahrung ausgesandt. Das estländische Kabinett befaßte sich am Sonnabend mit Maßnahmen zur beschleunigten Hilfeleistung.

Wolfsplage an der polnisch-litauischen Grenze

Eine 60jährige Frau zerrissen.

Warschau. Wie aus Wilna gemeldet wird, ist am Freitag in der Nähe des Dorfes Woloszczyzna eine 60jährige Bettlerin von Wölfen überfallen und zerrissen worden. Wenige Tage zuvor wurde an der polnisch-litauischen Grenze ein Pferdedieb ebenfalls von Wölfen gefressen.

Frau Katharina v. Kardorff-Oheimb

die bekannte Sozialpolitikerin, die früher die Deutsche Volkspartei im Reichstage vertrat, vollendet am 1. Januar das 50. Lebensjahr.

Polnisch-Schlesien

Bleigießen

Der Mensch will in die Zukunft schauen. Das will er nicht nur heute. Das wollte er schon vor Jahrtausenden. Neugierig, wie die Menschen nun einmal sind, lüfteten sie ein wenig den Zipfel und glaubten wirklich einiges gesehen zu haben.

Ein uralter Brauch, die Zukunft zu enthüllen, ist das Bleigießen am Silvester.

Wie lang ist es schon her, daß die Menschen Blei gossen, um zu erfahren, was das kommende Jahr Gutes und Schlechtes bringt? Die alten Heiden, die Römer, die Griechen, die Perser, die Juden, die Germanen, sie alle wußten schon, daß flüssiges Blei nach blitzgeschwindem Erkalten seltsame Formen annimmt und, daß diese vielfältigen Formen eine Bedeutung haben.

Erzählt den Menschen, daß es dummes Gerede ist, aus den Formen des Bleis die Zukunft zu weissagen, sie glauben doch an das Blei und nicht an die Gescheitheit des Zweifelnden!

Gegen Aberglauben ist kein Kraut gewachsen! Auch nicht gegen das Bleigießen!

Viele betrachten es als Spielerei. Recht so: spielt nur und vertreibt so die Zeit am Silvester! Immer noch besser, als sich den Magen mit Punsch, Wein, Bier, Likör vollzupumpen!

Wer aber glaubt, das Bleiorakel wäre nur ein Stück des Silvester und würde nur an diesem Abend befragt, der irrt. Er kann sich bei den Bauern in Schwaben und einigen anderen süddeutschen Gegenden befragen, die antworten ihm, daß schon die Urväter am Andreastag, am Thomastag, Matthiastag und am St. Veitstage das Orakel befragten und die Zukunft enthüllten!

Ob zu ihrem Glück?

Was so die Mensch alles wissen wollten und heute noch wissen wollen? Einst hatten besonders die Bauernmädels nur eine Sorge, zu erfahren, ob sie im kommenden Jahre einen Mann bekämen, und wenn sie einen bekämen, wie er aussehen würde, ob er reich, schön, stark, gut und vornehm wäre! Und heute? Frauen von heute sind nüchterner, sachlicher, verständiger!

Ob glücklicher?

Wie sie alles erfahren konnten und noch erfahren?

Werft das erhitzte Blei ins Wasser, dann werdet ihr sehen, welch seltsame Formen es annimmt. Manchesmal höchst merkwürdige Formen. Der Phantasie des Menschen ist es dann überlassen, herauszufinden, was die Form vorstellen könnte. Man phantasiert oft das Merkwürdigste zusammen! Mit der Zeit aber fand man, daß immer einige Formen in ähnlicher Weise bei dem Bleigießen herauskam. So sagte man dann, wenn das Blei ungefähr die Form eines Schafes hatte, daß es eine Bedeutung im Zusammenhang mit dem Landmann hatte. Ein Hund bedeutete Förster, ein Schiff einen Seemann usw.

Was einst Brauch war, ist heute noch nicht vergessen und verschwunden, selbst, wenn man in Betracht zieht, daß kaum noch Familienfeiern abgehalten werden, sondern nur noch Gesellschaften in Kneipen, Cafees, in Bars und Dielen. Da geht es hoch her mit Wein und Tanz. Mit Jazz und Charleston! Dazu paßt das Bleiorakel nicht! Das gehört in das Zimmer, zu einer Familie, die um den Tisch herumsitzt, mit heißen Blicken die Bleiformen abguckt und dann brüllend das Glück in die laute Nacht hinausschreit!

Zu Jazzband und Charleston gehört nimmer das Bleigießen!

Ade, es stirbt bald ein tausendjähriger Brauch, und vergessen wird, was einst die Menschen in die Zukunft schauen ließ!

Erhöhung der Posttarife

Mit dem 1. Januar 1929 tritt der neue Post- und Telegraphentarif in Kraft. U. a. sind folgende Aenderungen eingetreten: Die Gebühr für Drucksorten ohne Adressen bis zu 50 Gramm Gewicht beträgt 5 Groschen. Diese neue Form der Postsendungen beruht darauf, daß man eine größere Anzahl von Drucksorten an eine bestimmte Kategorie von Personen einer Ortschaft senden kann, z. B. an Kaufleute, Advokaten, Aerzte, Ingenieure usw. Diese Drucksorten wird die Post des betreffenden Ortes nach dem vorhandenen Adressenverzeichnis an die einzelnen Personen übermitteln.

Ferner werden vom 1. Januar die Gebühren für eingeschriebene Briefe im Inland von 40 auf 50 Groschen, fürs Ausland von 50 auf 60 Groschen erhöht. Die Höhe der Versicherungsgebühren bei Wertbriefen wird 30 Groschen pro 100 Zloty betragen.

Ferner werden mit dem 1. Januar die Gebühren für interurbane Telephongespräche erhöht. Für ein Drei-Minutengespräch wird die Erhöhung durchschnittlich 10 Prozent betragen. Schließlich sollen auch die Gebühren für dringende Gespräche in der Zeit von 9 Uhr abends bis 8 Uhr früh und für Pressegespräche erhöht werden.

Die gekränkten poln. Ingenieure und Techniker

* Die Rede Stresemanns in Lugano hat nicht nur den Westmarkenverein und den Aufständischenverband auf den Plan gerufen. Auch die polnischen Ingenieure und Techniker fühlen sich gekränkt, weil Stresemann sagte, daß die weitere wirtschaftliche Entwicklung Polnisch-Oberschlesiens nur deutscher Arbeit und Wissenschaft zu verdanken sei. Und so haben die Verbände dieser Berufsgruppen, die etwa 700 Mitglieder vereinigen, eine Erklärung in der polnischen Presse losgelassen, in welcher sie gegen die für sie nicht erfreuliche Stresemannsche Behauptung Protest einlegen. Diese Erklärung ist nicht uninteressant. So wird in ihr angeführt als Beweis für das Können der polnischen Ingenieure und Techniker, daß beispielsweise die Stickstoffwerke in Chorzow seit 1921 bis 1928 eine Produktionssteigerung von 74 318 auf 152 000 Tonnen Ammoniak aufzuweisen haben. Und dieses, trotzdem die deutsche Leitung des Werkes bei der Uebernahme sofort alles niedergelegt habe, trotzdem eine beträchtliche Anzahl von Qualitätsarbeitern aus dem Betriebe herausgezogen worden sei. Auch in den anderen Fabrikationsbetrieben der Stickstoffwerke, wie Karbid usw., sei eine bedeutende Steigerung zu verzeichnen, was beweise, daß unter der Leitung polnischer Ingenieure zweifellos eine Besserung der Produktion eingetreten sei.

Im Bergbau sei dasselbe Bild zu verzeichnen. Während im Jahre 1913 nur 1208 Kilogramm bei 10stündiger Arbeitszeit produziert wurden, wurden 1927 bei 8stündiger Arbeitszeit 1662 Kilogramm produziert. Besonders auf den Skarbofermgruben sei die prozentuale Steigerung enorm gewesen.

Nicht anders sei es mit dem Eisenbahnwesen in Polnisch-Oberschlesien bestellt. Auch hier hat sich hauptsächlich der Güterverkehr gehoben in einem Umfange, daß er heute im europäischen Wirtschaftsleben mit an erster Stelle steht.

Das ist in großen Umrissen das, was die gekränkten polnischen Ingenieure und Techniker vorbringen, um ihre Berufsehre ins beste Licht zu stellen. Keineswegs wollen wir bestreiten, daß sie durchweg unfähige Menschen sind, aber wie die Erfahrung lehrt, man brauche nur die Ansichten selbst der polnischen Arbeiter zu hören, fehlt ihnen doch sehr vieles, vor allem die — Erfahrung. Und durchaus falsch ist es, wollte man aus den in der Erklärung angeführten Produktionsziffern schließen, der polnische Ingenieur und Techniker stände auf einer hohen fortschrittlich-wissenschaftlichen Warte. Doch verzichten wir, uns ausführlich mit diesem Thema zu befassen, aber erwähnen wollen wir nur, daß die angegebenen Ziffern höchstens den Beweis erbringen, daß der polnische Ingenieur ein Anreiber ersten Ranges ist. Daß das den Tatsachen entspricht, weiß unsere Arbeiterschaft zur Genüge, denn sie kann sich nicht erinnern, daß es jemals eine so ausgespannte Arbeit gegeben hat, als jetzt. Sie kann sich aber auch nicht erinnern, daß sie jemals so geschuhriegelt worden wäre, als jetzt, obwohl die früheren Beamten ebenfalls keine Engel waren.

Uebrigens ist es sehr nett, daß endlich einmal auch von Industriebeamten öffentlich gesagt wird, daß die ewigen Lamentationen der Großindustriellen glatter Unsinn sind, was ja sehr klar aus den von ihnen angegebenen Zahlen hervorgeht. Sehr erbaut werden darüber diese nicht sein.

Die Rückwanderung der Saisonarbeiter

* Auf den Lublinitzer Grenzbahnhöfen wurden nach Beendigung der diesjährigen Arbeitssaison 28 364 aus Deutschland rückkehrende Arbeiter mit ihren Familien registriert. Die so massenhafte Rückkehr ging infolge der umfassenden Vorkehrungen reibungslos vor sich. Die Rückkehrenden stammen durchweg aus Galizien und Kongreßpolen.

Die Straßenbahner streiken

* Der angekündigte Streik der Straßenbahner ist gestern tatsächlich zum Ausbruch gekommen. Der gesamte Straßenbahnverkehr auf allen Linien ruhte vollständig, nur die Autobusse der Linien Beuthen und Sosnowitz verkehrten zeitweilig. Aber auch hier ist der Verkehr bald eingestellt worden, nachdem vom Verband der Chauffeure die Anweisung gegeben wurde, sich der Streikparole anzuschließen. Hier versuchte die Kleinbahndirektion einzugreifen, indem sie den Chauffeuren 50 Prozent Lohnerhöhung anbot, um den Autobusverkehr aufrecht zu erhalten. Aber das glückte ihr nicht, da ein Einzelnverhandeln von den Chauffeuren abgelehnt wurde.

Diese Verkehrsruhe machte sich natürlich äußerst unangenehm bemerkbar, an allen Haltestellen sah man wartende Menschen, denen schließlich nichts anderes übrig blieb, als bei der Hauptbahn Zuflucht zu suchen. Allerdings müssen wir feststellen, daß das Publikum durchaus den Standpunkt der Straßenbahner vertrat und sich gerade in nicht sehr höflichen Ausdrücken über die Einstellung der Kleinbahndirektion erging. Besonders unangenehm wirkte der Streik sich heute früh aus für diejenigen Erwerbstätigen welche ständig die Straßenbahn benutzen müssen, hauptsächlich aber für die Hunderte von Arbeitern, welche die Strecke Königshütte—Hindenburg befahren. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als den ziemlich beträchtlichen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Ob der Streik in Kürze beigelegt wird, läßt sich nicht voraussagen. Soviel steht fest, daß innerhalb der Streikenden nicht nachgegeben wird, andererseits aber ist die Direktion der Kleinbahn auch nicht zum Nachgeben bereit, obwohl die Forderungen der Straßenbahner keineswegs übertrieben sind. Während die Kleinbahn sehr wohl in der Lage ist, ihnen Rechnung zu tragen, denn wiederholt haben wir an dieser Stelle betont, daß sie das einzige Großunternehmen in Oberschlesien ist, welches mit verhältnismäßig geringen Betriebsunkosten und riesigen Gewinnen arbeitet. Ob gestern welche Verhandlungen zwischen den beteiligten Parteien geführt worden sind, ist nicht zu erfahren gewesen, nur das, daß heute in Königshütte eine allgemeine Versammlung der Straßenbahner stattfindet, die sich mit der Streiklage befassen soll. Ob der Demobilmachungskommissar Gallot eingreifen wird, steht auch noch nicht fest, doch ist anzunehmen, daß dies geschieht, da ein längerer Streik sich für das gesamte öffentliche Leben außerordentlich schädigend gestalten würde. Aber wir stellen noch einmal fest, der Schuldige daran ist nur die Kleinbahndirektion mit ihrer rigoros ablehnenden Einstellung. Und die zu brechen, dürfte soviel Einfluß der Demobilmachungskommissar Gallot haben.

Allen unseren Abonnenten, Parteimitgliedern und Mitarbeitern wünschen wir

Frohe Fahrt ins neue Jahr

Redaktion und Verlag

Wollen Sie kaufen oder verkaufen? Angebote und Interessenten verschafft Ihnen ein Inserat im „Volkswille!“

Theater und Musik

„Die Herzogin von Chicago“.

Operette in einem Vorspiel, zwei Akten und einem Nachspiel von J. Brammer und A. Grünwald.

Musik von Emmerich Kalman.

Was verlangt man von der heutigen Operette? Aufmachung, Rhythmus, Tempo und — Beine, Beine! Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist der obengenannte Schlager bis ins Tüpfelchen. Man findet sehr viel fürs Auge, auch das Ohr wird durch die netten, teilweise bekannten Kalman-Melodien umschmeichelt, Witze werden auch zahlreich gerissen, vor allem aber liegt Schmiß und jener Rhythmus in dem Ganzen, den wir Menschen des 20. Jahrhunderts brauchen, um unsere kitzligen Nerven wenigstens einige Stunden lang auf ihre Kosten kommen zu lassen. Auch einige sehr gefällige Schlager finden sich vor, ja, und der Inhalt? Soweit man bei Operetten der gegenwärtigen Produktion von einem „Inhalt“ reden kann: Eine „arme“ Millionärstochter aus Amerika, deren ungezählte Millionen ihr alle Extravaganzen gestatten, so daß sie nicht nur das alte Königsschloß, sondern auch den dazu gehörigen „Erbprinzen“ — diesen allerdings mit Liebe — erkauft. Dazu das übliche Drum und Dran, kleine Mißverständnisse, nette Flirts und dann das „happy end“ (glückliche Ende) — sie kriegen sich!!!

Die einzelnen Personen sind zum Teil mit guter Ironie dargebracht, speziell die einer vergangenen Zeit. Die Devise „Amerika tanzt Charleston auf den alten Königsthronen“ ist — soweit man davon reden kann — der Kern des Ganzen, daß Fortschritt und Geld, alles, alles, auch alte Traditionen, mitreißt. Der Wettbewerb zwischen alten und neuen Tänzen paßt ganz nett in den Rahmen der Operette hinein, so daß man alles in allem sagen kann, daß „Die Herzogin von Chicago“ den Geschmack unseres Publikums nicht nur haargenau getroffen hat, sondern auch der große Schlager unserer Spielzeit sein wird.

Da eben Ausstaffierung und Aufmachung dieses Stückes der Fantasie weitesten Spielraum gaben, hatte man auch darauf den allergrößten Wert gelegt und mit vollem Erfolg. Hermann Haindl hat ganz moderne, gut wirkende Dekorationen erdacht, Theo Knapps Regie sorgte für lebendige, bunt durchwebte Gesellschaftsszenen, zu welchen die raffiniert-geschickten und geschmackvollen Kostüme aus der anerkannten Werkstatt Lil Doert und Karl Strack einen recht beträchtlichen Teil beitrugen. Die Einzelleistungen waren sehr erfreulich. Eine angenehme Ueberraschung bot die Besetzung der Titelrolle durch Hedi Kramer vom Berliner deutschen Kunsttheater als Gast. Im Spiel anmutig und vornehm, war sie auch gesanglich sehr ansprechend, wenn auch der Stimme eine größere Entfaltung notwendig gewesen wäre. Recht geläufig klang der englische Akzent. Elegante und reizvolle Toiletten vervollständigten diese Leistung zu einem schönen Erlebnis. Sehr gut in Form und Stimme war Hans Lindner als Erbprinz, der viel Temperament entwickelte und eine liebenswürdige Laune den ganzen Abend bewahrte. Nicht so ganz befriedigen konnte die Rosemarie der Mimi Fürth, von der man eigentlich mehr erwartete, auch schien ihre Kostümierung etwas zu gewagt für eine „Prinzessin“, die Landesmutter werden soll. Martin Ehrhard hatte als Privatsekretär wiederum Gelegenheit, seine vielseitigen Talente im hellsten Lichte leuchten zu lassen. Seine Witze wurden gern belacht, auch wenn sie mitunter statt nach Amerika etwas zu sehr nach „Sosnowice“ schmeckten. Ausgezeichnet verkörperte Paul Schlenker den Chicagoer Millionär, selbstbewußt, elegant, mit gut amerikanischem Anstrich. Fritz Gumnior (Finanzminister) und Georg Busch (Staatsminister) sorgten durch Maske und glänzend satyrisches Spiel für den notwendigen Humor. Desgleichen stellte Theo Knapp mit großem Geschick den verkalkten und verjüngten König Pankraz XXVII. auf die Bühne. Man konnte Tränen über ihn lachen! Heinz Gerhard fiedelte als Zigeunerprimas recht gefühlvoll, wenn es auch manchmal mit der Musik nicht ganz übereinstimmte. Aber das kann vorkommen. Alle sonstigen Mitwirkenden — und es waren außer den Statisten 27 Personen namentlich aufgeführt — bemühten sich in jeder Beziehung dem Ganzen zum Erfolg zu verhelfen und es sei ihnen allen vollste Anerkennung ausgesprochen.

Einen breiten Raum in dieser Operette nahmen die Tanzdarbietungen ein, von Stefa Kraljewa einstudiert und teilweise revueartig aufgemacht. Es gab davon eine ganze Menge, aber, ehrlich gesagt, viel Neues wurde nicht geboten, nur die Kostüme der Girls sind originell und schmissig, die Tänze selbst lassen an schöpferischem Geist vieles zu wünschen übrig. Immer die gleichen Schritte, immer die gleichen Bewegungen, der Indianertanz allein kann den „Ruhm des Neuen“ für sich in Anspruch nehmen. Hingegen zeigten die Gesellschaftstänze — Blue usw. — Rhythmus und Eleganz. Recht nett wirkte die Kindereinlage, sie klappte vorzüglich, wenngleich diese ewige Soldatenspielerei in der Operette uns schon auf die Nerven fällt, in diesem Falle mit dem dazu gehörigen Liedel. Das tüchtige Orchester — trotz der Konkurrenz auf der Bühne — wies unter Felix Oberhoffers Leitung Tempo und Schmiß auf und erzeugte eine Vor-Silvesterstimmung im Publikum. Die Chöre waren im richtigen Takt, so daß der Gesamteindruck der „Herzogin von Chicago“ der denkbar beste war und auf weitere Erfolge hoffen läßt. Die dankbaren, begeisterten und beifallsfreudigen Besucher amüsierten sich glänzend und riefen am Schluß die Künstler immer wieder hervor.

A. K.

Kattowitz und Umgebung

Muß man organisiert sein?

Kommt da vor kurzem ein junger Arbeiter in das Parteibüro und verlangt als Erwerbsloser eine Reiseunterstützung. Auf die Frage, ob er denn Parteimitglied sei, beginnt er auf den Verband zu schimpfen und sagt: „Das wollen Kollegen und Arbeitsbrüder sein? Nicht einmal eine kleine Unterstützung haben sie mir gegeben und nur deswegen, weil ich noch nicht Mitglied bin." Auf nochmaliges Fragen nach der Parteimitgliedschaft konnte er auch diese nicht nachweisen; daraufhin verwies man ihn an das Wohlfahrtsamt und schimpfend zog er davon. Das ist nur einer von den vielen Fällen, die fast täglich vorkommen.

Nein, ihr lieben Nichtorganisierten, die organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen haben für ein solches Verhalten kein Verständnis und das mit Recht. Keiner der Organisierten zahlt seinen Verbands- und Parteibeitrag, damit diejenigen, die sich ihrer Arbeitsbrüder nur zu erinnern wissen, wenn sie in Not sind, Unterstützungen bekommen. Ihr glaubt die Organisation nicht zu brauchen, da ihr ja in sicherer (?) Stellung seid. Die Lohnerhöhungen, die ja unbedingt notwendig, die aber nur durch den Verband erkämpft worden sind, nehmt ihr sehr gern in Kauf, denkt jedoch nicht daran, daß ihr ohne die gewerkschaftliche Organisation heut wesentlich niedrigere Löhne und bedeutend längere Arbeitszeit hättet. Heut habt ihr noch Stellung. Morgen kann euch der Betriebsleiter oder Geschäftsführer etwas von der Rationalisierung des Betriebes erzählen und einen Teil der Belegschaft entlassen. Eine Woche darauf steht ihr dann wie so viele der Kollegen mit der Karte in der Hand vor dem Arbeitsamt, von Tag zu Tag und Woche zu Woche vergeblich auf neue Beschäftigung wartend.

Erkundigt euch bei den organisierten Kollegen, die der Erwerbslosigkeit, Krankheit, eines Unfalls oder gar Todesfalles wegen die Unterstützungseinrichtungen der freien Gewerkschaften oder der Partei in Anspruch nehmen mußten, sie werden bestätigen, daß sie dadurch der schlimmsten Not enthoben wurden.

Aber nicht nur der Unterstützungen wegen sollt ihr euch organisieren. Alle, die ihr eure Arbeitskraft an den Unternehmer verkäufen müßt, sehnt euch danach, von dieser Knechtschaft und Abhängigkeit frei zu sein; wollt an der Stelle stehen, die eurer Fähigkeit und Begabung entspricht. Auch auf kulturellem Gebiet wollt ihr keinem Zwange unterworfen, sondern freie Menschen sein. Das zu erreichen, ist nur durch wirtschaftliche und politische Kämpfe möglich. Diese wiederum können nur erfolgreich geführt werden, wenn die Arbeiterschaft einig und geschlossen dem Kapitalismus gegenüber steht. Darum, ihr Unorganisierten, schließt euch den Organisationen an, die diese eure Interessen vertreten. Werdet noch heut Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und der freien Gewerkschaft.

Einen Arbeitslosen erschossen. Wegen Totschlag hatte sich am vergangenen Sonnabend der Schmied Wilhelm Wrobel aus Nikolai vor dem Kattowitzer Landgericht zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, in den Abendstunden des 1. September auf der Nikolaier Chaussee den 22jährigen Arbeitslosen Viktor Szinka aus Nikolai erschossen zu haben. Aus der gerichtlichen Beweisaufnahme war Nachstehendes zu entnehmen: Im Monat August erstattete Wrobel gegen den Bruder des Viktor Szinka wegen Schmuggel bei der Polizei Anzeige, worauf derselbe aus Furcht vor einer Bestrafung nach Deutschland flüchtete. Seit dieser Zeit kam es zwischen Viktor Szinka und dem Angeklagten zu heftigen Streitigkeiten, welche von ersterem hervorgerufen wurden. In den Abendstunden des 1. September kehrte Wilhelm Wrobel in Begleitung mehrerer Freunde aus der Gastwirtschaft Suchy heim. Unterwegs begegnete ihm Viktor Szinka, welcher sich ebenfalls im Freundeskreis befand. Zwischen den jungen Männern kam es erneut zu Streitigkeiten, die in Tätlichkeiten ausarteten. Als sich Szinka auf Wrobel mit einer Zaunlatte stürzte, flüchtete dieser in seine Wohnung, um gleich darauf mit einem Karabiner, welcher in der Scheune aufbewahrt gewesen war, gegen seinen Angreifer vorzugehen. Szinka ließ sich trotz der Schußwaffe nicht einschüchtern, sondern drang weiter vor. Plötzlich feuerte Wrobel einen Schuß ab, welcher dem in kurzer Entfernung stehenden Szinka in den Unterleib drang. Im bewußtlosem Zustande wurde der Schwerverletzte nach seiner elterlichen Wohnung geschafft, woselbst er nächsten Tag seinen Verletzungen erlag. Vor Gericht bekannte sich der Angeklagte zur Schuld, führte jedoch weiter aus, in Notwehr gehandelt zu haben. Der Staatsanwalt stellte den Antrag auf Bestrafung wegen vorsätzlichen Totschlags. Nach einer längeren Beratung wurde der Angeklagte wegen fahrlässiger Tötung zu einer Gefängnisstrafe von nur 6 Monaten verurteilt. Die Untersuchungshaft von 4 Monaten ist angerechnet worden. Für die Reststrafe wurde eine Bewährungsfrist von 3 Jahren gewährt. Die Verhandlung dauerte etwa 6 Stunden.

Königshütte und Umgebung

Ausbau des Königshütter Krankenhauses.

* In den letzten Jahren hat der Magistrat im städtischen Krankenhause größere Umbauten vornehmen lassen, um der von Jahr zu Jahr immer größer werdenden Belegung gerecht werden zu können. Jeder freie Raum wurde ausgenützt, selbst auch die Böden wurden zu Krankenstuben umgebaut. Dadurch konnte den jeweiligen Anforderungen Rechnung getragen werden, jedoch nur zeitweilig, weil der Zuwachs der Bevölkerung bei gleichzeitiger Zunahme der Krankenziffer letzten Endes auch die bisher geschaffenen Neuerungen überholte. Etwa 150 Kranke pro Tag müssen gegenwärtig untergebracht werden. Die vorhandenen Räume reichen daher trotz der großzügigen Umbauten immer noch nicht aus. Besonders viel Sorge in der Unterbringung machen die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, deren Zahl nicht minder groß ist. Sie müssen bekanntlich in einer besonderen Abteilung getrennt zu liegen kommen, um die anderen Krankenhausinsassen vor einer Ansteckung zu schützen.

Einem glücklichen Umstande ist es nun zu verdanken, daß sich in unmittelbarer Nähe des Krankenhauses, ein Wohnhaus befindet, das der Vereinigten Königs- und Laurahütte gehört. Mit dem Augenblick, wo dieses Grundstück in städtischen Besitz übergeben würde, könnte im städtischen Krankenhause für die Aufnahme neueingelieferter Kranken viel Raum geschaffen werden, da man dieses Wohnhaus für den abgeschlossenen Seuchenpavillon in Aussicht genommen hat. Die seit langen schon seitens der Stadt angeregten und mit Beharrlichkeit gepflogenen Ankaufsverhandlungen stoßen jedoch auf unbegreiflichen Widerstand bei der Königshütte. Diese verlangt nämlich einen übermäßig hohen Preis von 180 000 Zloty, der dem tatsächlichen Wert des Grundstückes in keiner Weise entspricht. Die Stadt versuchte schon einen Tausch gegen zwei andere städtische Grundstücke anzubieten. Doch die Königshütte lehnt auch diesen Vorschlag ab. Es ist geradezu auffällig, daß die Königshütte einem gemeinnützigen Unternehmen gegenüber, wie es das Krankenhaus ist, das selbstverständlich ebenso auch den Arbeitern der Königshütte nutzbar gemacht wird, einen derart rigorosen Stand einnimmt.

Wir wollen hoffen, daß die Hüttenverwaltung sich eines besseren besinnt und dem Verkauf das Grundstückes in irgendeiner gangbaren Form zustimmen wird.

Wichtig für Knappschaftsmitglieder des 4. Sprengels der Königshütte. Für den freiwillig ausgeschiedenen Knappschaftsältesten Theimert wurde der Hüttenschmied Johann Kania als Knappschaftsältester für den 4. Sprengel, die Betriebe der Königshütte: Appreiur B, Bandagenwerk, Stahlwalzwerk, Feuerwehr und Fuhrwesen, sowie die Invaliden mit den Anfangsbuchstaben M—S umfassend, gewählt und vom Vorstand der Spolka Bracka bestätigt. In allen Angelegenheiten der Knappschaft haben sich die Mitglieder der obengenannten Betriebe und Invaliden vom 1. Januar 1929 ab an den neuen Knappschaftsältesten entweder in der Hütte oder in seiner Wohnung ulica Redena Nr. 8 (Redenstraße) zu wenden.

Deutsches Theater. Am Donnerstag, den 3. Januar, wird nachmittags um 3.30 Uhr das Weihnachtsmärchen „Dornröschen", von Görner, mit Musik und Tänzen, gespielt. Karten sind zum Preise von 0.50, 0.70, 1.00, 1.20, 1.50 und 2.00 Zloty an der Theaterkasse zu haben. — An demselben Tage, abends 8 Uhr kommt die Schlageroperette „Die Herzogin von Chicago", von Kalman, zur Aufführung. Wir machen unsere Theaterbesucher darauf aufmerksam, daß die Preise für unsere Veranstaltungen etwas erhöht werden mußten, um wenigstens einen Teil der Unkosten für die Renovation der Bühne zu decken. Vorverkauf an der Theaterkasse von 10—13 und von 17.30—18.30 Uhr. Telephon 150. — Am Dienstag, den 8. Januar, findet als 4. Abonnementsvorstellung eine Aufführung des Lustspiels „Die Freier", von Eichendorff, statt. Als Gast wirkt Intendant Ernst Legal von der Staatsoper aus Berlin mit. Der Zuschlag beträgt für die Abonnenten vom Orchester und den Logen 1 Zloty und für das 1. Parkett 50 Gr. Zuschlagskarten sind an der Kasse zu haben.

Auszahlung der Zivil- und Kriegsrenten. Infolge des Neujahrstages werden am 2. Januar die Zivilrenten in der Turnhalle des Männer-Turnvereins, an der ul. Piastowska, ausgezahlt, wogegen die Kriegsrenten erst am 3. Januar an den Schaltern des hiesigen Postamts zur Auszahlung gebracht werden.

Rentenzahlung. Die diesmalige Altersversicherungsrente wird am Mittwoch, den 2. Januar im Saale von Uher gezahlt Die Zahlung der Militärrenten erfolgt am 3. Januar im Postgebäude und durch die Briefträger.

Schützt die Wassermesser. Die Gemeinde gibt den Hausbesitzern bekannt, daß die Wassermesser gegen Einfrieren gesichert werden müssen. Erfolgt die Sicherung nicht, so wird ein durch Frost defekt gewordener Wassermesser auf Kosten des Hausbesitzers in Ordnung gebracht.

Börsenkurse vom 31 12. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 z	=	46.97 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	2.2 90 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 z	=	46.97 Rmk.

Siemianowitz

Der Ersatz-Gefängnis-Insasse.

Der Chauffeur H. von Siemianowitz hatte eine Gefängnisstrafe von 7 Tagen abzusitzen. Nach langem Nachdenken verfiel er auf die Idee, einen Ersatzmann in der Person eines gewissen G. aus Kattowitz gegen eine Entschädigung von 80 Zloty zu stellen. G. erledigte alle Anmeldeformalitäten und trat die Strafe an. Leider war er ein bekannter Gast im Gefängnis und ein Gefängniswärter erkannte ihn als solchen. Dieser Fall kam zur gerichtlichen Verhandlung und G. erhielt 4 Wochen, H. dagegen weitere 2 Wochen Zusatzstrafe.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Blutige Messerstecherei wegen eines Vorhängeschlosses.

* Im Schlafhaus auf der ul. Szosowa in Schwientochlowitz kam es zwischen mehreren Arbeitern zu einem heftigen Streit, weil ein Vorhängeschloß verschwunden ist. Die Gemüter der Streitenden erhitzten sich derart, daß es zu Handgreiflichkeiten kam, in deren Verlauf einer der Beteiligten schwere Prügel in Kauf nehmen mußte. Um sich nun dafür zu rächen, überredete er einige seiner Kollegen die betreffenden Schlafhausinsassen zu verprügeln. Als sie sich nun über diese herstürzten, wurden plötzlich die Messer gezogen, wobei einem gewissen Potalos der Bauch förmlich aufgeschlitzt wurde, so daß er in wenigen Minuten starb. Ein anderer, namens Kulaza, trug ebenfalls sehr schwere Verletzungen davon, wird jedoch mit dem Leben davonkommen. — Die Polizei nahm daraufhin eine Reihe von Verhaftungen vor. Bei einem der Verhafteten wurde eine Sprengkapsel vorgefunden.

Und das alles wegen eines armseligen Vorhängeschlosses. Es ist ein Jammer.

Ein Besuch beim Genossen Dr. Winter

Nicht alle Genossen in Polnisch-Oberschlesien wissen es, daß Dr. Winter der erste deutsche Sozialist war, der den Grundstein unter die heutige sozialdemokratische Bewegung in Oberschlesien gelegt hat. Gewiß hat es schon vorhin in Oberschlesien Sozialisten gegeben, sowohl deutsche als auch polnische, die den sozialistischen Samen in das oberschlesische Land der Arbeit und der Ausbeutung gesät haben und für den sozialistischen Gedanken persönliche Opfer brachten, aber Dr. Winter war der erste deutsche Sozialdemokrat in Oberschlesien, der eine systematische sozialistische Propaganda einleitete und die sozialistisch gesinnten Arbeiter in zuerst einer losen Organisation vereinigte. Wenn wir also über die Anfänge der deutschen sozialdemokratischen Bewegung in Oberschlesien reden wollen, so denken wir stets an Dr. Winter, da gerade er war es, der unserer Parteibewegung die richtige Physionomie gegeben hat.

Im Jahre 1902 faßte die sozialistische Arbeiterbewegung so richtig Fuß in Oberschlesien. Sie wurde gleichzeitig von der P. P. S. und von der deutschen Sozialdemokratie eingeleitet. Genosse Dr. Winter, ein Jurist von Beruf, eröffnete in Beuthen ein Rechtsschutzbüro und erteilte an alle Arbeiter in allen Rechtsfragen unentgeltlich Auskunft, falls sie in irgend welchem Zusammenhange zu ihrem Arbeitsverhältnis standen. Das Rechtsschutzbüro war selbstverständlich als Progapandastelle für den sozialistischen Gedanken gedacht worden und Genosse Dr. Winter erteilte nicht nur Rechtsschutz, sondern predigte allen Besuchern das Evangelium des Sozialismus und warb für die Parteiorganisation.

Das Jahr 1902 war für die leitenden Genossen ein verhängnisvolles Jahr gewesen. Wohl war das Sozialistengesetz in den deutschen Großstädten schon längst vergessen und die sozialdemokratische Parteibewegung konnte sich dort frei entwickeln, nicht aber in Oberschlesien. Hier feierte das Großkapital, das Pfaffentum und die Polizei wahre Orgien. Besonders tat sich der spätere Grenzkommissar Mädler, der aus einem gewöhnlichen Polizeispitzel zum Polizeirat gebracht hat, hervor. Er nahm sich vor, der sozialistischen Propaganda das Leben auszublasen, vermochte aber durch seinen Verfolgungswahn der führenden Genossen, das Gegenteil zu erreichen. Zwar ist ihm gelungen alle leitenden Genossen hinter Schloß und Riegel zu setzen, doch konnte er damit die sozialistische Idee nicht ausrotten, da an Stelle eines Kämpfer, stets ein zweiter trat und die sozialistische Fahne war immer obenauf.

Als die vierte Hausdurchsuchung bei mir beendet war und die beiden Polizeibeamten mein Zimmer verlassen hatten, warf ich mich unausgekleidet auf das Bett hin. Draußen plätscherte der Regen. Schließlich war mir gleichgültig, ob noch am selben Abend die fünfte polizeiliche Haussuchung kommen wird, oder nicht. Gestern waren es fünfe und vor einer Woche 14 an einem Tage. Die Polizei suchte nach Büchern, die ich nie gelesen, nach Zeitung, Flugblättern und Gedichten, von deren Existenz ich wie gehört habe. Ich war ganz apathisch, aber auch entmutigt gewesen und mußte zusehen, wie ein Genosse nach dem andern von der Polizei abgeführt wurde. Am selben Tage wurde Frau Dr. Golde verhaftet und niemand wußte für was. Ich blieb in Kattowitz allein, ohne Groschen Geld und sollte eine Wochenschrift herausgeben. An diesem Abend stieg mir der Gedanke in den Kopf, Genossen Dr. Winter in Beuthen zu besuchen und bei ihm Rat zu holen. Die ganze Nacht träumte ich davon, sah Winter bald unter den Polizeibeamten, bald wieder im Gefängnis. In der Beutheneristraße befand sich das Büro und draußen hängte eine kleine Tafel auf der zu lesen war: „Sozialdemokratischer Rechtsschutz." Die Tafel sah ich zum erstenmal in meinem Leben, doch kam sie mir als ein alter Bekannter und Freund vor als wenn ich sie bereits seit meiner Kindheit gekannt hätte.

Das Büro war noch geschlossen, aber lange brauchte ich nicht zu warten, weil Genosse Winter, durch die Arbeit gedrängt, immer zeitlich im Büro erschien. Er begrüßte mich, sah mich eine Weile an und mußte meine Niedergedrücktheit vom Gesicht abgelesen haben, weil er nach meinem Begehren gar nicht fragte. Er sagt auch gleich zu Beginn unserer Unterhaltung, daß von einem gewöhnlichen Soldaten Tapferkeit verlangt wird und von einem Sozialdemokraten, der für eine große Idee kämpft, doppelt soviel Tapferkeit verlangt werden muß. Damit war eigentlich der Zweck meines Besuches erfüllt. Dr. Winter wollte jedoch seine scharfe Ermahnung etwas mildern und erzählte über seine Tätigkeit im sozialdemokratischen Rechtsschutzbüro und diese war überaus interessant gewesen.

Das Leiden des oberschlesischen Volkes war damals in jeder Hinsicht groß gewesen. Der Arbeiter war bei der Arbeit halb Mensch und halb Sklave gewesen. Der Beamte redete zu dem Arbeiter nur im militärischen Tone und dieser mußte während einer solchen Rede militärische Haltung einnehmen. Das Anschnauzen von Arbeitern und selbst Mißhandlungen waren keine Seltenheit. Nirgends fand der Arbeiter sein Recht, wenn er sich gegen seine Peiniger beschwören wollte und hat er es dennoch gewagt, seine Menschenehre und seine Menschenwürde zu verteidigen, so wurde er entlassen. Der Arbeiter wurde bei der Arbeit wie ein Tier gehetzt und die Bestrafungen von Arbeitern habe derart überhand genommen, daß bei der Lohnzahlung die Strafen vielfach ein Drittel des Lohnes betragen haben. Diesem verruchten Strafsystem stand der Arbeiter völlig hilflos gegenüber.

Dasselbe Unrecht, das dem Arbeiter bei der Arbeit widerfahren ist, traf ihn bei den Versicherungsanstalten, dem Tarnowitzer Knappschaftsverein und der Landesversicherungsanstalt. Hier wurde der Arbeitsinvalide und der Arbeitsgreis, um seine Versicherungsgroschen geprellt, obwohl ihre Rechte, klar auf dem Papier umschrieben standen. Die Arbeiter kannten die gesetzlichen Vorschriften nicht und die Vertrauensärzte der Versicherungsanstalten kannten weder Rücksicht, noch Mitleid. Als ein besonders schneidiger Arzt zeichnete sich damals der noch junge Arzt Dr. Hartmann in Königshütte aus, der junge Mädchen, die sich einen Bruch auf dem Baugerüst zugezogen haben, öffentlich im Verhandlungssaale untersuchte und den Bruch als eine unerhebliche Verletzung bezeichnete, die kein Recht auf die Rente begründet. Ein Krüppel mit einem Holzbein wurde von Dr. Hartmann als gesund erklärt, weil seine Frau ein Kind gebar und das zeugte von seiner vollen Gesundheit und Arbeitsfähigkeit. Diese Behandlung des arbeitenden oberschlesischen Volkes ist es, die die Teilung Oberschlesiens bewirkt hat.

Fromm und klerikal bis auf die Knochen waren alle diese Arbeiter und dennoch belagerten sie von früh bis abends das sozialdemokratische Rechtsbüro. Alte Mütterchen, bewaffnet mit Rosenkranz, Weihwasser und Weihkreide, traten betend vor die Tür zum Rechtsschutzbüro und bevor sie diese öffneten, bekreuzigten sie sich dreimal und traten zitternd vor den gottlosen Mann, der alles wußte und alles verstand und stets mit Rat und Hilfe bei der Hand war. Sie fanden dort immer ihr Recht und voller Hoffnung verließen sie das sozialdemokratische Rechtsbüro. Wie groß der Zuspruch im Rechtsbüro war, geht daraus hervor, daß allein im Jahre 1902 Genosse Dr. Winter mehr als 10 000 Gesuche angefertigt hat.

Aber es waren nicht immer ängstliche und schüchterne Menschen, die dieses Büro aufsuchten, um dort Recht und Hilfe zu finden. Auch Judasnachkommen fanden sich dort ein, die da herumspähten und spionierten und selbst ihre Judassilberlinge mitbrachten, um den hilfsbereiten Mann ins Unglück zu stürzen. Legitimationsdiebstähle kamen vor, die dann zum Geheimbündeleiprozesse führten und Genossen Dr. Winter mehrere Monate seiner persönlichen Freiheit kosteten.

Den ganzen Tag hätte ich dem Genossen Dr. Winter zuhören können, aber im Zimmer drängten sich bereits Leute, die an ihre Reihe warteten. Mein Anliegen, das mir recht klein erschien, habe ich nicht vorgebracht, weil ich mich dessen schämte. Für die aufmunternden Worte herzlich dankend, verließ ich aufgemuntert und gehobenen Hauptes die sympathische Arbeitsstelle des ersten deutschen sozialistischen Kämpfers. Jetzt war für mich völlig klar gewesen, daß ich aushalten werde und daß der sozialistische Gedanke auch in Oberschlesien siegen wird.

Wa.

Zum neuen Jahre!

Nun geht es an die Jahreswende!
Gegrüßest seist Du, neues Jahr!
Es streckt die schwielenharten Hände
Entgegen Dir der Proletar!
Er grüßt Dich — was auch kommen möge! —
Mit frohem Mut und Selbstvertrauen,
Er weiß, auf dem Befreiungswege
Wirst Du ihm bess're Brücken bauen!

Und bess're Brücken brauchen wir!
Wir sahen, wie das Wetter grollte,
Wie Unternehmermachtbegier
Die Proletarier ducken wollte!
Sehr oft auf schmaler Kampfesplanke
Stand dann der Proletarier Schar.
Weil der Gemeinsamkeitsgedanke
Noch nicht Gemeingut Aller war!

Es wirkte öfters krampfentmannend
Im Kampfe gegen Mammonsgier,
Daß nicht die Kämpfer allumspannend
Umflatterte das Schutzpanier
Der Proletarierkraft und Stärke,
Das uns schon oft vorangeweht
Im großen Menschbefreiungswerke:
Gewerkschaftssolidarität!

Dies Faktum sei für uns Fanfare
Zu allergrößter Kraftentfaltung,
Um unentwegt im neuen Jahre
Die Organisationsgestaltung
Zu fördern, den Verband zu schmieden
Zu einem eisenharten Schilde,
Daß er, ob West, ob Nord, ob Süden,
Ob Ost, ein festes Bollwerk bilde!

Dies feste Bollwerk brauchen wir!
Bedarf es da noch vieler Worte?
Genug! Wenn wir der Machtbegier
Der Geldsack schützenden Kohorte
Begegnen wollen, sie besiegen
Im Kampf um einen bessern Lohn,
Dann — mag es brechen oder biegen! —
Ist nötig Organisation!

Deshalb heran im neuen Jahre
Zur Werbearbeit alt und jung!
Hell schmett're uns're Kampffanfare
Durch morgenkühle Dämmerung!
Auf daß die Schläfer all' erwachen,
Sich um uns scharen tatbereit,
Um mutvoll mit uns anzufachen
Das Morgenrot der neuen Zeit!

Predigt zum Jahresschluß

Von Kurt Offenburg.

„Eins, zwei, drei, im Sauseschritt saust die Zeit, wir sausen mit. Der Anfang unserer Tage geht langsam, und wenn die Blüte unseres Lebes erreicht ist, erscheint das Dasein, als ob es ewig sein müßte. Dann aber rollt die Zeit bergab in immer rascherer, unaufhaltsamerer Drehung, bis zum Ende.

Alle schönen Dinge scheinen unendlich, wenn sie vor uns liegen: wie lange scheinen die ersehnten Tage der Ferien sich zu dehnen; wie unverbrauchbar dünkt das Monatsgehalt, wenn wir es erhoffen; wie rasch verdampfen die Wagen des Flitterglücks, in denen Tage und Nächte zuerst unvergänglich erscheinen. Und wie hebt sich das neue Jahr langsam und feierlich aus der Zukunft: unendliche Zeit, um zu schaffen, zu genießen, Ziele zu erreichen und Glück zu fangen. Aber dann drehen sich die Monate, die Sehnsucht reißt sich vom Winter in den Frühling, der den Sommer verspricht, und wenn dieser sich schon erfüllt und herbstliche Früchte in deinen Schoß wirft, naht schon in erschreckendem Tempo neue Kälte des Winters. Und mit verlangenden, ungefüllten Händen stehst du wieder an der Schwelle eines neuen Jahres . . . und kannst nicht anders, als wieder zu hoffen, zu glauben, daß es die Ewigkeit berge, daß es das Glück, die Erfüllung bringe.

Wenn die Glocken von allen Türmen läuten, die Gläser klingen und du mit Unruhe im Herzen dem neuen Freunde entgegentrittst — ihm, dem neuen unerkannten Jahr, das deine Illusionen noch nicht zertrümmert hat —, kannst du da anders, als gläubig hoffen, daß alles gut werde in dieser besten aller Welten. Du dürftest zwar längst wissen: morgen schon ist sie zänkisch und reizsam, kalt und lieblos gegen dich, und sie gefällt dir auch nicht wie im Glanz des Neujahrspunsches — diese beste aller Welten. Aber war es nicht reizend von ihr, daß sie die freundlichen Illusionen gegönnt hat, daß sie die Schminke der Hoffnung auf ihr altes verwüstetes Antlitz gelegt hat, daß sie unberührte Frische vortäuscht, um dich eine Stunde glücklich zu machen?

Ach! — sonst könnte man in jeder Minute des Daseins ein neues Jahr beginnen. Es gibt entscheidendere Einschnitte als gerade die Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar. Etwa: am 3. Januar kam zum erstenmal der Gerichtsvollzieher, am 19. Februar segnete dich der schönste Weinrausch des Jahres, am 21. April reiste nach viermonatiger Anwesenheit die Schwiegermutter ab, am 6. August kam dein sechstes Töchterchen zur Welt, am 11. Oktober tönte im Stockwerk über dir zum fünfhundertsten Male „Valencia“, am 28. November verbot dir der Arzt bei Todesstrafe, Charleston zu lernen, und was dergleichen wichtige Ereignisse mehr sind im Leben eines normalen Steuerzahlers.

Es wäre deshalb originell und selbständig, dein individuelles Lebensjahr von solchen Marksteinen an abzumessen. Das Kalenderjahr bliebe eine geschäftliche und staatliche Angelegenheit, die dich in deinem Privatleben nichts anginge. Und es gibt wirklich keine zwingende Ursache, warum du gerade in der Nacht des ersten Januar gerührt erhoben, berauscht und mit allen guten Vorsätzen gerüstet sein sollst.

Als Schuljunge, als wir die Welt reformieren wollten, die allgemeine Moral verachteten und unter der Schulbank „Die konventionellen Lügen“ des verblichenen Max Nordau ihren naiven Aufruhrgeist ausströmten; damals, als wir uns unter gräulichen Schwindeleien von der feierlichen Familientafel wegstahlen und in Tingeltangels unbeschreiblichen Ranges unseren sechzehnjährigen Skeptizismus austobten: standen wir in der Nacht nicht im Schatten des Domes und lauschten beklommen, hingerissen und emporgehoben den übermächtigen Klängen des Neujahrsläutens? Und fühlten uns einbezogen in die Gemeinschaft; vernichtet, klein und häßlich in unserem jungenhaften Dünkel. Und dieses Gefühl zwischen Glück und Trauer, diese Unruhe, die im Geläute der Neujahrsglocken ein ungeheures Versprechen empfinden ließ: sie kam immer wieder, wenn in dieser Nacht die Glocken dröhnten, die Raketen stiegen und die Frösche der Lausbuben auf dem Straßenpflaster knallten.

Wo immer du bist: auf See, im Schützengraben, im Tanzsaal des großen Hotels oder im Kreis gleichgestimmter Freunde — überall ergriff dich Ahnung, glaubtest du Gewißheit zu fühlen, daß in dieser Mitternachtsstunde ein neues, reicheres, frischeres Leben sich ankündige.

Heilige Gemeinschaft der Menschen. Nur weil alle Mitmenschen an diesem Tag, in dieser Stunde, in diesen Minuten des zwölften Glockenschlages voll Hoffnung, Sehnsucht und Erwartung sind — deshalb ist Neujahr auch dein Jahresanbruch. Der egoistischste Individualist, der sich zur einsamen Jahresanfangsfeier in seine Höhle zurückzieht und allein, Liebe und Freundschaft verachtend, seine Träume spinnt: er leiht dennoch das Gefühl „Neujahr“ vom Ganzen, von der sozialen Gemeinschaft, die alle beschenkt und deren Gaben sich keiner entzieht.

Weil es Neujahrsmorgen war

Von C. H. Barnick

Er saß vor dem Spiegel und starrte die Fratze an, die ihm daraus ausdruckslos entgegengrinste.

Und es war doch sein eigenes Gesicht. Wenn er immer dasselbe Gesicht besessen, dann verstand er gar nicht, warum diese Frau, diese schöne, blonde Frau, sein Weib geworden. Diese Frau, um derentwillen er jetzt den Spiegel anstarrte...

Aus dem hochgeschlagenen Nerzpelz stieg ein schlaffes, übernächtigtes Gesicht auf, in das Falten entzündete Furchen gruben, über das die Haare wirr herunterhingen, aus dem Atem als weiße Wolke in die Luft stach. Denn die Kälte des Wintermorgens flutete in breitem Strom durch die offenen Fensterflügel in das Zimmer. Fahle Schneeflocken wurden von dem Wind hereingewirbelt und torkelten mit zielloser Unstätigkeit auf das Gefächer des Perserteppichs zu. Bisweilen verirrten sie sich gar bis auf den graziösen Toilettentisch des Boudoirs und fanden dort in der Puderdose ein pikantes Ende.

Diese Puderdose — o, wie sie ihn heute angewidert hatte, ihn, der von dem Spiegel saß! Diese Fläschchen und Schächtelchen und Stiftchen und all diese Requisiten, die zum Luxushaushalt der Frau gehören, die Dessous und Jupons, die in koketter Achtlosigkeit über die Rokokolehnen der Stühle geworfen waren — all' das, was ihm sonst als Zeichen der Grazie und Charme der Frau, seiner Frau, erschienen war, beleidigte ihn heute, wie eine Farce, aus deren Nichtigkeit eine verborgene Gemeinheit hervorgrinst.

Wie schnell er gelernt hatte, seine Welt anders zu sehen! Seit er am Abend unverhofft mit dem Zuge angekommen und sie, die Frau, die seine Frau war, nicht zu Hause angetroffen. Seit er durch den Silvesterrausch der Stadt getaumelt, von Bacchanal zu Bacchanal, um sie zu finden. Nun saß er in ihrem Boudoir — und etwas in ihm war erstorben. Ihn fror ob dieses inneren Sterbens so sehr, daß er die klammernde Kälte, die durch die Fenster kroch, nicht fühlte.

Er wartete. Und sah im Spiegel, wie seine Backenknochen jedesmal zu wachsen schienen, wenn der Schnee unter den Gummireifen eines Autos klirrend sang. Als das Auto kam, das er erwartet hatte, erstarb das Singen in einem fernen, zarten Laut...

Er drehte sich nicht um, als die blonde Frau ins Zimmer torkelte. Er sah sie in dem Spiegel. Gedankenlos fast.

Und sie sah ihn auch und wunderte sich nicht, daß er bei offenen Fenstern und im Mantel saß.

„Du — hier? So — Du — schon hier?“

Die Frau tastete mit der Hand nach seinem Kopf und lachte mit müden Augen. Er rührte sich nicht.

„O, Du! War das lustig! Toll lustig.“

Er stand auf und sah an der Frau vorbei. Weil ihn ihre trunkene Schönheit betörte, und weil er ein seltsames Wundsein empfand.

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Du — warum hast Du die Fenster geöffnet? Wo es doch solch kalter Neujahrsmorgen ist!“

Da sprach er endlich, hart, metallen, groß. Er holte die Worte aus einer Sphäre, deren Existenz in seinem Leben ihm bisher noch gar nicht bewußt geworden war: „Du gestattest, daß ich dich allein lasse! Bis zur letzten großen Neujahrsdämmerung, die auf des Lebens nächtlichen Silvesterrausch folgt. — Adieu!“

Sie verstand nicht, warum er gegangen. Sollte sie so trunken sein, daß sie nicht mehr denken konnte? Schwankte sie gar?

Sie stützte sich auf den Tisch und schrie leise auf. Denn sie hatte sich einen runden Gegenstand in den Handballen gedrückt. Es war ein Ring...

Da wußte sie: sein und ihr Ring war es. Und auf einen Augenblick fiel die Trunkenheit von ihr ab wie ein loses Kleid. Sie lief zum Fenster, um ihn zurückzurufen, um ihm zu sagen, daß sie bei einer Freundin den Karneval verlebt, daß...

Sie beugte sich zum Fenster heraus. Da schwindelte ihr vor der Tiefe der Straße und sie stürzte ab.

Und fiel gerade vor seine Füße, weil es halt Neujahrsmorgen war...

Silvester im Hochgebirge

Von Rudi Eims.

Halbwegs zwischen der Knorrhütte, auf dem Schneefernet, überfiel uns die Dämmerung, über fernen blassen Gipfeln aber stieg der Mond auf und goß sein Silberlicht in die Berge und Täler, in den tiefverschneiten Hochgebirgswald und auf die einsamen Schneespuren, die hier oben die Skiläufer hinterlassen hatten.

Die Skistöcke in den Händen, Schneereifen an den Füßen, stapften wir drei Norddeutschen über die verharschte Schneedecke, die oft meterhoch über dem festen Grund liegt, auf dem im Sommer wieder die Alpenblumen blühen. Schweißperlen standen auf unseren Stirnen, obwohl es bitterkalt war. So ein Tagesmarsch — wir waren schon am frühen Morgen aufgebrochen — strengt an und hält den Körper in Wärme. Aber unsere Mühe war schon reichlich belohnt worden. Ein herrlicher Tag lag hinter uns. Was kann es schöneres geben, als die einsame Winterherrlichkeit des Gebirges? Stundenlang zu steigen. Nur dann und wann eine kurze Rast, mit den Skistöcken vor den Bauch gestemmt, ein Stück Brot, einen Apfel für den Durst, und dann weiter hinauf.

Wir blieben einen Augenblick stehen, um zu verschnaufen. Warfen unsere Rucksäcke ab und schauten sehnsüchtig zum Gipfel — dem Münchener Haus. Dort saß unser Führer, ein des Skisports kundiger Bayer. Er war vorausgeeilt, um uns einstweilen einen heißen Trunk zu bereiten. Das letzte Stück Weges wollte auch kein Ende nehmen.

Endlich, nach einer guten Stunde, waren wir oben, lösten mit steifen Fingern die Schneereifen von den Füßen und traten in die dichverschneite Hütte, durch deren vereiste Fenster matt das Lampenlicht schimmerte. Todmüde ließen wir uns auf den Holzbänken nieder. Wohlig empfanden wir die Wärme des kleinen Raumes. Der Tee, den unser Freund aus aufgetautem Schnee gebraut hatte, war ein Genuß. Der Mann gab uns den Rat, ordentlich „Brotzeit zu machen“. Und wirklich —, bald fühlten wir uns wieder frisch und munter, rückten mit an den Ofen heran, um welchen schon eine Anzahl Touristen saßen, während andere, auf den Bänken ausgestreckt, schliefen. Lustig prasselten die Scheite im Ofen. Harzgeruch mischte sich in den Tabakqualm. Geschichten — ernste und heitere — wurden zum Besten gegeben. Nach und nach taute auch der schweigsame Wetterwart auf, und der höchste Beamte in Deutschland (2964 Meter über dem Meere) erzählte von seinem Leben auf dieser lichten Höhe, von den Gefahren der Bergwelt, von den Opfern, welche die Besteigung der Zugspitze schon gefordert hatte.

Die Stimmung wurde immer aufgeräumter, je mehr sich der Zeiger Mitternacht näherte, je mehr Grog in den Kochgeschirren dampfte. Zitherspiel erklang. Lieder hallten von den Wänden. Draußen rüttelte der Wind an den Verankerungen der Hütte. Wir fühlten uns wohl und geborgen.

Es war ½12 Uhr, als wir uns erhoben. Die Schneereifen an die Füße und hinaus. Hui — war das kalt. Wie spielte der Wind so unsanft mit den Nasenzipfeln. Das Thermometer an der Tür zeigte 16 Grad unter Null. Die Kragen hochgeschlagen, pilgerten wir hinauf zum Gipfelkreuz. Noch stand der Mond am Himmel. Wolken schwammen in dem dunklen Blau, und Millionen Sterne funkelten in unendlichen Höhen.

Wo wir hinblickten, Schnee und Fels. Tief im Tale kroch, einer feurigen Schlange gleich, ein Zug durch die Landschaft. Von Garmisch glänzten Lichter herauf. Dort wiegten sich wohl in den vornehmen Hotels die Paare im Tanz und schwelgten bei Wein und Sekt.

Wie man woanders den Jahreswechsel feiert

In London
werden riesige Mengen von Neujahrsgebäck hergestellt und in festlich geschmückter Verpackung bei den Bestellern abgeliefert.

In Annam
werden am Neujahrstage große Drachenfiguren umhergetragen.

Neujahrsnacht auf der Elbe

Schwindender Tag über der sturmgepeitschten Nordsee.... Mit stählernem Bug furcht unser schneller Dampfer die anstürmenden Wogen, tanzt in wildem Rhythmus seinem Ziele zu. Backbord voraus taucht sein erstes Licht auf, fegt mit leuchtendem Strahl den Horizont... Blink, blink!

Am Brückennock steht unser Kapitän mit dem Steuermann, sucht mit seinem Nachtglas die dunkel gewordene Wasserfläche ab. „Das erste Elbfeuerschiff!" halblaut spricht er den Satz zu dem Matrosen hin, der breitbeinig am Ruder steht. „Einen halben Strich mehr Backbord...!"

Ueber die gischtig laufenden Wellen tanzen Lichter heran, drei weiße Lampen in schwankem Topp. „Bootmann, das Lotsensignal!" Vom Heck sendet ein flackerndes „blue-light" seinen feurigen Ruf aus: „Wir brauchen einen Lotsen." „Halbe Fahrt voraus." Der Maschinentelegraph klingelt. Aus der nachtschwarzen Finsternis taucht der schemenhafte Umriß eines kleinen Bootes auf, Männer in dunklem Oelzeug führen die Riemen. Hoch steht die Gestalt des Lotsen im Heck. Bootsleiter pendelt von unserer Bordwand, ein Sprung, — ein Griff, er entert an Deck. — Wieder volle Kraft voraus!

In weitem Bogen steuern wir unter des Lotsen sicherer Obhut die Biegung der Elbmündung herauf. Vorbei die Feuerschiffe, vorbei die gefährlichen Sandbänke von Vogelsand. Cuxhaven grüßt im Lichterglanz herüber. Schneller mahlt unsere Schraube das milchige Wasser am Heck. Hamburg muß unser sein zu Mitternacht. Denn heute ist ja Neujahrsnacht, heute ist der letzte Tag im alten Jahre, jeder Ruck des Zeigers bringt sein Ende näher. Alle sind heiter und guter Dinge an Bord.... Wir werden es noch schaffen....

Unzählige Leuchtbojen und Baken flanken das Fahrwasser. Leuchtfeuer blitzen auch vom nahen Ufer, geben Weg und Geleit. Dampfer und Fischerboote suchen gleich uns den Weg zur Stadt, rot und grün leuchten ihre Positionslampen. Sicher wie ein geübter Großstädter im dichten Straßengewühl windet sich unser Dampfer unter des Lotsen sicherem Kommando hindurch. Die Stunden rinnen dahin, es wird zehn, es wird bald elf Uhr.

Längsseit blinken schon die Lichter von Blankenese, dunkel liegt das Massiv des Süllbergs, von lichtstrahlenden Fenstern wie mit Glühwürmchen besät. Rüstet man dort schon eifrig zum nächtlichen Fest...? Immer näher kommt der blutrot glühende Fleck am Nachthimmel, unter dessen düsterem Schein das nimmer rastende Leben der Weltstadt Hamburg braust. Auf dem Vorschiff stehen dunkle Gestalten, spähen stromaufwärts der nächtlichen Verheißung entgegen... Bald, bald...!

Da, — ein feuchter Wind hebt sich, man hört für Augenblicke den Lotsen auf der „Brücke" heftig fluchen. Von Steuerbord, über die niedrigen Dämme der Fischerinsel Finkenwärder her kommen wallende Schwaden, lassen das Dunkel der Nacht schwärzer werden. Bleicher und bleicher werden die leitenden Lichter, verblassen wie Schemen, sind fort, weggewischt! Nur Nacht, undurchdringlich bleiche, graue Nacht ringsum. Nebel...!

Ueber den ganzen Fluß ist die Wand gezogen, Sterne am Himmel und Lichter auf der Erde, sie alle sind verlöscht. „Halbe Kraft voraus!" Vorsichtig versuchen wir uns weiter zu tasten, der Lotse ist auf die Back geeilt, blickt über den Bug in die dunkle schweigende Strömung und sucht den Dampfer weiter zu leiten. Unheimlich dröhnt das Brüllen unserer Sirene durch die Nacht. Ueberall heult es Antwort. Der Lotse flucht. — Nur kein Zusammenstoß in dieser diesigen Nacht.

Ein wildes Glockenläuten voraus.... Steuerbord das Ruder!" brüllt heftig der Lotse. Ein finster ragender Schatten taucht sekundenlang seitab auf, wird größer... sinkt langsam wieder in Nichts zurück. Ein Schiff vor Anker. Dunnerlüchting, das hat noch eben gut gegangen! Wir tasten noch etwas weiter; dichter und dichter wird der Nebel. „Dat hülpt nu nix.... Fall Anker!" Donnernd rasselt das Eisen ins Wasser. Es schweigt das dumpfe Stampfen der Maschine. Wir liegen still. Ein Fluchen und ein Toben zieht übers Schiff, wütend vor Enttäuschung stampfen die Matrosen ins Logis. Nur der Lotse bleibt auf der Brücke, ein Heizer bei den Feuern und ich halte die Wacht auf dem Vorschiff... Ausguck! Acht Schritt hin und acht Schritt her. Dann ein kurzes, gellendes Läuten mit der schweren Schiffsglocke. Antwort tönt verschwommen übers Wasser. Am Bug gurgelt und rauscht die Strömung. Die Ebbe fängt an, auszulaufen. Von Achter kommt der Steuermann: „Acht Glas!" ruft er über Deck. Feierlich fasse ich das kurze Tau am Glockenschwengel. Acht scharfe, klare Schläge dröhnen über das Schiff. — Zwölf Uhr... Mitternacht!

Und jählings ein Läuten, ein Bimmeln, ein Schrillen unzähliger Glocken durch die Nacht, ein Brüllen und Heulen donnerkeiliger Sirenen. Irgendwo von nahen, unsichtbaren Ufern dröhnen Kanonenschläge, senden Kirchenglocken ihre eherne Botschaft durch Nebel und Nacht. Geisterhaft gedämpft und doch wieder klar klingt zu uns herüber das Tosen und Toben der Millionenstadt, die begeistert das neue Jahr begrüßt. Ans Deck kommt die Mannschaft gelaufen, dampfende Groggläser in der Hand.

In allen Sprachen schwirren Neujahrsgrüße durch die Luft. „Een gaudet Nüjohr... a happy new-year... glaedelig nytaar.!" Jeder ruft mit prallenden Lungen seinen Gruß übers Wasser. Gläser klingen... Langsam verebben die Laute wieder, langsam kehren die Leute der Besatzung wieder in Kajüte und Logis zurück, u. im Schein der Lampe das Fest noch lange weiter geht.

Ich stehe allein auf der Back, lehne mich ans wassertropfende, eiserne Geländer und starre in die grauverhängte Ferne. — Schleierverhängt ist das All, mystisch, undurchdringlich und dunkler Ahnungen voll wie das neue Jahr, das soeben geboren wurde... Kopf hoch, auch dieser Nebelnacht wird ein Sonnenmorgen folgen, dann geht es wieder weiter dem Ziel entgegen... „Volle Kraft voraus!"

Elan.

Immerschnee

Unter uns hatte sich die Tür des Münchener Hauses geöffnet. Ein breiter Lichtstrom quoll heraus. Die Terrasse füllte sich mit lachenden und scherzenden Touristen. Und dann — „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag..." klang es vielstimmig durch die Nacht. Ein allseitiges „Prost Neujahr" folgte dem Lied. Das neue Jahr hatte begonnen — und auch wir schüttelten uns glückwünschend die Hände.

„In dieser Stunde tanzt der Teufel Alkohol durch Dörfer und Städte. Trunkenheitsexzesse veranlaßten im Vorjahr allein in Berlin über 300 Verhaftungen", brummte mein mit Spreewasser getaufter Freund durch seinen Wollschal.

In dieser Stunde — und wir dachten an die Menschen, die jetzt betrunken durch die Straßen wankten, an lichterfüllte Säle mit lachenden, tollenden Menschen. Aber auch an jene, die in Elendsquartieren mit banger Sorge ins neue Jahr gingen. In dieser Stunde — und wir sahen im Geiste Männer, die der Erde Schätze bargen, oder jetzt mit nackten Brüsten an den glühenden Feuern der Hochöfen auf den Abstich warteten. Fronknechte des Kapitals. Wir dachten an die große Not, und wie so manches besser sein könnte, wenn jeder Proletarier ein klassenbewußter Kämpfer wäre.

Der Berliner mußte wohl gefühlt haben, was in uns webte. Leise summte er eine Melodie. Wir fielen ein, und dann tönte es durch den eisigen Wind:

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde..."

Das schönste Neujahrslied. Keines paßt so gut zum Jahresbeginn.

Schweigend stiegen wir wieder hinab zur Hütte. Schauten vor der Tür noch einmal hinauf zu dem Kreuz, das nun vereinsamt in den Himmel ragte, noch einmal hinunter ins Tal, in diese erstarrte Natur, die einem neuen Frühling entgegenträumte, dann gingen wir hinein. Drinnen sang und trank man noch. Wir wärmten uns nur auf, um dann im Schlafraum zu verschwinden, wo wir uns in die Decken wickelten und „Gute Nacht" wünschten.

Nicht lange mehr hörten wir die Winde um das Haus fegen, nicht viel Zeit blieb, um an die Kämpfe zu denken, die auch das neue Jahr uns Proletariern bringen würde — bald nahm uns Morpheus in die Arme.

Drei Tage hinter Weihnachten liegt Immerschnee, das schönste Land zwischen Allerseelen und Karfreitag.

Kennt ihr es nicht? Mich wundert's nicht; hab' ich doch auch bis jetzt nichts davon gewußt und bin doch mindestens in der Geogrgraphie immer beschlagen gewesen.

Aber vielleicht muß man recht mißmutig sein, damit man es kennenlerne, und ihr seid immer fröhlich. Mir aber war in den letzten Festtagen recht übel. Die Schelchtigkeit der Welt im allgemeinen und die meiner Freunde im besonderen hat mir schon oft das Leben vergällt, aber noch nie mit solcher Sorgfalt wie diesmal.

Kurz und gut: ich wagte mich nicht aus meiner Dachshöhle, lag tagsüber auf dem Sofa und nachts in unangenehmen Träumen und hätte das Ende der Welt lieber gesehen als den Anbruch des nächsten Morgens.

Doch wurde ich unerwarteterweise sanft durch die Melodie einer Spieldose geweckt. Ich bekam schnell Lust, in die Kleider zu springen. Dann nahm ich meine Gleithölzer, die wohlbereitet in der Ecke lehnten, eilte über die beleuchtete Treppe und stieg in ein Auto, das mich durch die klare Nacht in angenehmem Schaukeln nach dem Bahnhof brachte.

Ehe ich dem freundlichen Schaffner danken konnte, war ich schon im Schlafwagen, hatte auch wieder die Kleider abgelegt und gab mich von neuem dem Schlummer hin. Der Takt der Fahrt war angenehm und gleichmäßig. Wir hielten nirgends. Nicht einmal die Lichter durchfahrener Haltestellen blitzten an uns vorüber; sie hätten mich stören müssen. Oder fiel draußen der Schnee so dicht, daß er mich schützte?

Als ich die Augen aufschlug, hörte ich die Melodie der Spieldose wieder, die mich daheim geweckt hatte. Dazwischen klopfte es sachte, und als ich das Oeffnen erlaubt hatte, stellte mir eine schmale Hand eine Tasse Schokolade auf das Tischchen und eine zarte Stimme sagte: „In einer halben Stunde sind wir in Immerschnee." Da stieg ich aus dem wohligen Bett, wusch mich mit sprudelwarmem Wasser und stand dann zum Aussteigen bereit beim Fenster.

Wir fuhren durch ein verschneites Tal mit herrlichem Tannenwald. In der Ferne glänzten Felsen und Firnfelder in der Frühsonne. Ihnen flogen wir zu. Plötzlich hielt der Zug; ohne Knarren und Stoßen. Die Tür ward geöffnet.

Ich stand vor einem Schlitten, den eine Frau lenkte. Mein Gepäck wurde im Wagenkasten untergebracht, und wohlverwahrt vor dem Wind sausten wir aus dem Haupttal in ein kleineres. Die Schellen klingelten in der Melodie meiner Spieldose. Es war eine Freude, wie frisch wir fuhren. Das braune Haar meiner Kutscherin war lang und flatterte mir um die Nasenspitze, so daß ich seinen Duft zu atmen meinte. Aber sonst wurde mir nichts von der Frau kund.

Als wir vor einem Blockhaus hielten, ging sie mir voran, öffnete die Tür zu einer getäfelten Stube und sprach — und es war die Stimme, die ich im Zug gehört hatte —: Seien Sie bis zum Abend zurück!"

Und als wäre sie durch eine nebenan gelegene Tür gegangen, sah ich sie nicht mehr. Mein Zimmer war warm und behaglich. Durch den geblümten Vorhang fielen Sonnenflecken auf den grünen Kachelofen. Das Bett war schneeweiß wie die Zimmerdecke; Tisch und Stühle blinkten, als wären sie noch nie berührt worden. Ich versuchte jeden Sessel, scheute dann durchs Fenster aß von Schinken und Brot, die ich in einem Schrank vorbereitet fand, und horchte dabei nach Geräuschen im Hause.

Doch war das Lauschen vergeblich; es blieb still. Da trat ich vor die Hütte, schnallte meine Hölzer an und begann in den Wald zu gleiten, der das Blockhaus ziemlich dicht umstand.

Rein war der Tag, regungslos die Luft, still das Hochtal, in dem ich langsam, aber wunderbar mühelos aufwärtsstieg. Ich nahm mir kein Ziel; ich befristete mich nicht in der Zeit; wunschlos wanderte ich über den Schnee. Kaum, daß er eine Spur vom Darübergehen empfing, so fest war er. Und wenn ich an die Aeste der Tannen beim Vorüberhuschen streifte, fiel keine Flocke von den Nadeln, so gut saßen sie.

Ohne Anstrengung schritt ich die steilen Lehnen hinan und befand mich auf einem Sattel, als die Sonne mir hinter den Bergen sichtbar wurde. Sie wärmte mich wohlig, ließ jedoch den Schnee unverändert. Ich setzte mich auf meine Hölzer, die ich über zwei Steine legen konnte, und sah in die Täler, die sich zu beiden Seiten des Sattels dehnten.

Da war das eine, aus dem ich gekommen. Es mündete draußen in das breite Haupttal, das ich am Morgen mit dem Zug durchfahren hatte. Ich sah noch weit, weit in dieses hinein. Kein Nebel verhüllte den Boden, der weiß und eben war. Nirgends bemerkte ich eine Siedlung. Ja selbst die Eisenbahnschienen, auf denen ich nach Immerschnee gekommen, sah ich nun nicht mehr, obwohl — wie gesagt — das Wetter klar wie kaum sonst je war und ich alles ganz nahe glaubte.

So schien mir das Blockhaus zum Greifen, wenn auch klein wie ein Spielzeug. Es hatte eine Aehnlichkeit mit den Schokoladenhäuschen, die man in Lebkuchenladen sieht, erinnerte mich an das Frühstück, das mir die schmale Haut ins Abteil gereicht, und an das Haar meiner Kutscherin.

Und diese entdeckte ich nun auf einer Waldblöße nahe beim Hause, wo sie den Vögeln Futter streute. Ich sah jedes Körnchen fliegen, sah die zarte Hand, die es warf, und das wallende Haar. Sie stand jedoch mit dem Rücken gegen mich und so blieb mir auch diesmal ihr Gesicht verborgen.

Da blickte ich in das Tal, das sich nach der andern Seite zog. Es war breiter als jenes, durch das ich gekommen, und öffnete sich auch unweit zu einem Kessel, der, ringsum von tausend Meter hohen Wänden umgeben, ausgangslos schien. Ueber die Wände lugten ferne Eisspitzen.

Legionäre im Schnee

Dürftige Menschen, dürftige Schicksale.

Von Richard Katz.

Gelegentlich trinke ich einen Grog im „Cafe Bar de la Legion“. Weil es dort geheizt ist; nicht wegen der Romantik der Fremdenlegion.

Die könnte ich auch sonstwo spüren, wenn es ohne [illegible]. Baalbeck ist ein kleines Städtchen, und die paar hundert Legionäre begegnen einem immer wieder, auf den Chausseen, die ihre verdrossen, zwilchzerlumpten Sträflinge reparieren, im Bazar-Sträußchen, wo sie Brot und Schnaps einkaufen, und, zuhauf, in ihrer alten schmierigen Kaserne, die neben den Ruinen des Baaltempels liegt. Im Schatten seiner gigantischen Säulenschäfte nehmen sich ihre Lehmbaracken doppelt kläglich aus. Nein, wer hier Fremdenlegionäre beobachten will, braucht sich nicht in ihre Kneipe zu bemühen.

Doch es ist kalt geworden oben auf der „Baka“, elfhundert Meter hoch zwischen den Dreitausendern des Libanons und den breiten Kuppen des Antilibanons. Morgen liegt der Schnee bis ans Hotel heran. Wenn ihn dann eine jähe und brennende Sonne so rasch schmilzt, als hätte sie sich eben erst an ihre südlichen Pflichten erinnert, und bemühe sich nun, binnen zehn Minuten alles wieder gutzumachen, was sie während vierzehn Stunden verschlafen hatte: dann weiß das Schmelzwasser, nicht, wohin es in aller Eile fließen soll, und läuft in seiner Ratlosigkeit mir in die Stiefel. Und weil das Hotel eben dieser übereifrigen Sonne wegen die Zimmer nicht heizt, und ich meine nassen Stiefel nicht zu Hause trocknen kann, gehe ich ins „Cafe Bar de la Legion“. Dort kan ist sie gegen den blechernen Kanonenofen stemmen, in dem Wurzeln und Baumstrünke brennen, und auf dem, nicht zu vergessen, eine große Teekanne aus blauer Emaille brodelt.

Mein Stammplatz ist dort unter der Tafel „ON NE FAIT PAS DE CREDIT“ — Sie können mich gar nicht verfehlen, aber wahrscheinlich werden Sie mich nicht besuchen wollen, denn die Saison in Baalbeck beginnt erst Ende Januar.

Madame gießt mir ein Glas heißes Wasser aus der blauen Teekanne ein, und Monsieur spendet Zucker dazu und eine reichliche Portion eines dunkelbraunen, zähfließenden Schnapses, dessen Namen ich nie erfahren werde, denn Monsieur hält immer die Hand über der Etikette und verbirgt die Flasche hernach unter der Theke. Immerhin, der Schnaps ist Schnaps, denn er brennt willig, wenn Monsieur ein Streichholz daran hält, und an seiner geisterbläulichen Flamme kann ich mir auch die Hände wärmen, während die Stiefel am früher beschriebenen Kanonenofen dampfen.

Die liebevolle Beschreibung dieser Details ist in der Muße gereift, mit der ich meinen Grog im „Cafe Bar de la Legion“ löffle, denn mit dieser Legionärkneipe verhält es sich so wie mit der Fremdenlegion überhaupt: sie ist durchaus unromantisch und langweilig.

Wochentags schlendern ein paar Legionsoffiziere herein, gähnen, trinken einen Vermouth und schlendern wieder hinaus, den Mund noch offen vom Gähnen. Sie sehen nicht so aus, wie nach den romantischen Beschreibungen der Fremdenlegion anzunehmen wäre, nicht brutal und nicht sadistisch, sondern eher ein bißchen zerknauscht und bedauernswert in ihren schlechtsitzenden Mänteln und geflickten Schnürschuhen.

Ein kleiner Brünetter trägt einen Nickelkneifer (können Sie sich einen Sadisten mit einem Nickelkneifer vorstellen?) und hat ein Gesicht wie ein jüngerer Börsenmakler. Aber er ist Hauptmann. Ein großer Blonder mit stumpfem Blick und hartem Kinn gleicht schon eher dem Bilde, das uns so viele romantische Autoren von leuteschindenden Legionsoffizieren gepinselt haben; aber er trägt ein kleines, schwarzwollenes Hündchen mit sich, dem er alle Zärtlichkeiten eines liebebedürftigen einsamen Mannes widmet. Ich fürchte, auch mit ihm kann ich keinen Staat machen . . .

Sonntags kommen die Mannschaften in die Kneipe, Sonntags haben die Legionäre Ausgang. Das vertreibt die Offiziere nicht, aber es drängt ihr dumpf-gähnendes Tischchen zurück. Die Soldaten sind lauter, saufen energischer und tanzen miteinander. Sie sehen nicht viel anders aus als die Offiziere; ihre grünbraunen Mäntel sind noch ein bißchen räudiger, ihre Wickelgamaschen noch ein bißchen zerfranster; ihren zerknitterten roten Käppis fehlt der Goldstreif, dafür tragen sie schmutzige blaue Leibbinden. Das ist alles. Die ganze Gesellschaft ist so ungewaschen und mudlig, so trübselig halb soldatisch, halb bittelhaft, daß ich nirgendwo auch nur ein Fünkchen Landsknecht-Romantik schimmern sehe.

Innerlich so wenig wie äußerlich.

Gut die Hälfte der Legionäre ist deutsch; mit ein paar davon bin ich bekannt geworden, wie man eben mit Leuten bekannt wird, denen man immer wieder begegnet, mal eine Zigarette mit ihnen raucht und mal ein Glas Grog mit ihnen trinkt.

Dürftige Menschen, dürftige Schicksale.

Wenn es je wahr gewesen ist, daß die Legion Schwerverbrecher aufnahm und ein Asyl blutrünstiger Desperados war: seit dem Krieg hat das bestimmt aufgehört, wahr zu sein.

Einer, ein untersetzter, schwammiger Kerl mit einer gut gearbeiteten Goldkrone im schwärzlich verwahrlosten Gebiß, will mir zwar einreden, daß er bei der Legion bleiben muß, weil er „deutscher Royalist“ ist; aber wie ich einwende, daß es in Deutschland Tausende von Royalisten gibt, die deshalb noch lange nicht zur Fremdenlegion gehen, weiß er nicht recht, was er antworten soll. Vielleicht ist er ein Fememörder, vielleicht auch nicht. Eher nicht. Wer lange und zuunterst mit Orientalen verkehrt, der lernt lügen, ohne daß ers merkt. Von den Schiiten Cölesyriens kann ers am raschesten weghaben.

Ein anderer Deutscher, groß, blond, militärisch straff von innen heraus, sagt mir, er sei acht Jahre bei der Legion, könnte jetzt weg, will aber nicht. Weshalb denn auch? Man gewöhnt's. Und wenn er bliebe, würde er Unteroffizier. Offiziere können Deutsche freilich nicht werden, nur Franzosen, Elsässer und Mulotten. Ob es nicht entwürdigt sei, sich von einem Mulatten kommandieren zu lassen? Er zuckt die Achseln. Legion eben.

Legion ist stumpf.

Das ist sie. Nicht romantisch. Stumpf eben. Trübselige Schlemihle, die ihren Schatten verkauft haben für siebzig Franken fünfzehntäglich.

In dieser kleinen muffigen Legionärkneipe, in der das Grammophon abwechselnd die Marseillaise heisert „God save the King“ (es kann auch „Heil dir im Siegerkrang“ sein) und „Valenzia“: ist mir der tiefe Sinn des Märchens vom Schlemihl aufgegangen. Des Mannes, der seinen Schatten verkauft, den Nimbus seines Körpers, der so überflüssig scheint und so wertlos, solange er neben einem herläuft, und der doch so rätselhaft wichtig, so beglückend und ersehnenswert wird — wenn man sich seiner entledigt hat. Der Schatten: Vaterland, Selbstgefühl, Liebe, Beruf.

Schlemihle!

Nicht, daß der Dienst so hart ist — Dienst ist wenigstens Abwechslung, und ein Bergmann hat's auch nicht leicht — nicht, daß sie so lange Soldaten bleiben müssen — es gibt welche, die können gar nicht genug davon bekommen — aber daß sie ihren Schatten verkauft haben . . . So leer ist ihr Leben seither, so trostlos langweilig. So sinnlos! Kanonenfutter? Die meisten wären froh, es ginge wieder los im Djebel Drus oder am Rif. Dann wüßten sie wenigstens, wozu das alles . . . Dann hätte wenigstens ihr Sterben einen Sinn . . .

Schlemihle!

Ach, da tanzen sie miteinander und saufen miteinander, und es ist ihnen doch zum Kotzen übel, einem vor dem andern, und wenn ein Fremder zusieht, schlagen sie die Augen nieder und schämen sich, sie wissen nicht warum. Wären so gern forsche Kerls und sind doch nur arme Teufel, ohne Schatten des Geistes, der Liebe, der Heimat. Der dreckigste Beduine schaut sie mitleidig an. Er weiß, daß sie auf ihn schießen werden, wenn's wieder mal rebelliert am Libanon. Was sollen sie tun, denkt er, die jämmerlichen armen Teufel . . . .

Desperados? Romantiker? Zerquälte?

Nein, leere Tröpfe, Denkfaule, Muffig-Dumpfe:

Schlemihle!

Die sozialistische Kulturidee

Von Dr. Gustav Radbruch (Heidelberg).

An keiner Frage scheiden sich die Weltanschauungen deutlicher als an der Frage des Verhältnisses zwischen der Gesellschaft und dem einzelnen. Bürgerlicher Liberalismus wie bürgerliche Demokratie finden das höchste Glück und den letzten Wert in der Einzelpersönlichkeit. Das ist im Wesen zurückzuführen auf die christliche Anschauung von dem unendlichen Wert jeder menschlichen Einzelseele. „Vor Gott“ gibt es keinen Staat, keine Nation, keine Klasse, sondern in furchtbarer Einsamkeit nur den einzelnen Menschen. So glauben bürgerlicher Liberalismus und bürgerliche Demokratie, daß sich letzter und endgültiger Wert nur in der Persönlichkeit verkörpern könne, daß der Gesellschaft nur der vorläufige Wert eines bloßen Mittels auf dem Wege zur Verwirklichung des Persönlichkeitsideals beizumessen sei, daß die höchsten Werte außerhalb des Bereichs und über dem Bereich der Gesellschaft ihre Erfüllung finden.

Es ist die Einsicht des Sozialismus, daß dieses individualistische Persönlichkeitsideal unerfüllbar ist und immer unerfüllbarer wird, und daß es, soweit es etwa erfüllt werden kann, ein Vorrecht der Mächtigen und Begüterten wäre und die Mittellosen und Unvermögenden dazu verdammen würde, von endgültiger Werthaftigkeit für immer ausgeschlossen zu sein. Denn das gerade ist das Wesen und ist das Verhängnis des proletarischen Lebens, daß es nie ein Einzelleben sein kann, daß es unlösbar eingebettet ist in das soziale Gesamtleben der Klasse des Betriebes, der Gewerkschaft, der Partei, einer Fülle von Gruppen, die es umfassen und nicht loslassen. Das Glück, allein zu sein, ist dem Proletarier fast ganz versagt, er ist immer einer unter andern, in der Mietkaserne wie in der Fabrik, im Gewerkschaftshaus wie in der Parteiversammlung, auf dem Sportplatz wie im Kino. Wir können geradezu den Begriff des Proletariats dahin bestimmen, daß er der Mensch sei, der durch die gesellschaftlichen Verhältnisse verdammt ist, nie allein zu sein.

Dieser unverrückbaren Tatsache aber entspringt die sozialistische Kulturidee. Sie ist von dem Bewußtsein getragen, daß die Kulturidee an den einzelnen unmittelbar überhaupt nicht herankommt, daß sie den einzelnen heben kann, nur indem sie die Masse hebt, der der einzelne als untrennbares Glied angehört. Sozialistische Kultur ist Kultur der Masse.

Für den bürgerlichen Liberalismus und für die bürgerliche Demokratie ist Masse Unform, die der Formung nicht zugänglich ist, die zerstört werden muß, damit erst durch ihre Zerstörung der einzelne die Form der Persönlichkeit gewinnen könne. Sozialismus sieht in der Masse einen Stoff, der nach Formung verlangt und der Formung fähig ist. Die Arbeiterbewegung hat dieses Werk der Formung der Masse großartig in Angriff genommen. Die Sozialdemokratie ist keine Partei wie andre Parteien, zusammengehalten weniger durch das, was sie eint, als durch das, was sie von andern Parteien trennt, sondern eine Gemeinschaft des gesamten Lebens — diese Lebensverbundenheit drückt sich in der schönen Anrede aus, die die Partei mit keiner andern teilt: Genosse. In der Partei und um die Partei herum stehen alle jene Sondergemeinschaften, die das Leben in allen seinen Beziehungen in die Arbeiterbewegung und ihre Lebensstimmung einbeziehen: Arbeiterjugend, Jungsozialisten und Kinderfreunde, Arbeitersänger und freie Turnerschaft, proletarische Freidenker und Naturfreunde, Gewerkschaften und Genossenschaften. Und aus dieser festen und umfassenden Gemeinschaft entspringt eine neue Ethik, die das Fremdwort „Solidarität“ viel zu kühl und matt zum Ausdruck bringt, eine neue Kunst der Gestaltung der lebendigen Masse in Volksfesten, Aufzügen und Kundgebungen, die zweifellos einmal ihren großen architektonischen und musikalischen Ausdruck finden wird, wie sie schon heute ihren Ausdruck in einer neuen Kunstform gefunden hat, dem Sprechchor, ein neuer, Berge versetzender Glaube, wie er in unseren sozialistischen Kampfliedern begeisternd lebt.

Aber wenn sozialistische Kultur Formung der Masse ist: die Masse formt sich nicht nur aus eigener Kraft, es bedarf der Kräfte, die sie formen, es bedarf für die Formung der Masse des einzelnen. Und so ersteht auch für die sozialistische Kulturidee in Gestalt des Problems der Führerauslese das Problem der Persönlichkeit. Auch sie bedarf der Auslese der Tüchtigen. Aber der Aufstieg der Tüchtigen ist ihr nicht ein Aufstieg aus der Gemeinschaft über die Gemeinschaft, sondern ein Aufstieg in der Gemeinschaft. Es ist der Stolz gerade der deutschen Arbeiterbewegung, daß ihre bedeutendsten Führer aus dem Arbeiterstand selber hervorgewachsen sind, und so soll es bleiben. Aber mehr als zuvor wird die Arbeiterbewegung darauf bedacht sein müssen, ihre aus dem Arbeiterstand erwachsenen Führer mit dem wissenschaftlich-fachlichen Handwerkszeug auszustatten, das die einzelnen besonderen Aufgaben in der Gesellschaft erfordern. Mancher alte Parteigenosse mag befürchten, daß die Eröffnung der Möglichkeit des Universitätsstudiums für junge Proletarier gar zu leicht zu einer Deklassierung nach oben, zu einer Entfremdung gerade der begabten Proletarier gegenüber ihrer Klasse, zu einer geistigen Entleerung und Verarmung des Proletariats durch der „Aufstieg“ seiner stärksten Begabungen in die Bourgoisie führen könne. Die Erfahrung zeigt das Gegenteil. Wer, bevor sich ihm das Studium eröffnet, Jahre hindurch im Betrieb gestanden hat, der bleibt seiner Klasse untrennbar verbunden, dem ist unverrückbarer Sinn seiner wissenschaftlichen und beruflichen Ausbildung, der Klasse zu diesen, deren Not er am eigenen Leibe erfahren hat. Weniger zaghaft und in größerem Stile als bisher sollte deshalb die Frage des Studiums begabter Arbeiterkinder in Angriff genommen werden. Von dem Erfolg dieser Bemühungen ist zu einem guten Teil abhängig, ob die Arbeiterschaft die Macht über den Staat, die ihr ihre Zahl zumeist, auch in die Tat wird umsetzen können.

Formung der Masse und in und mit der Masse Formung ihrer Führer — das ist das Wesen sozialistischer Kultur.

Kommissär Globa

Von Fedor Gladkow.

Ein krummer Bursche mit einem Karabiner auf dem Rücken stand beim Panzerzug. Beim Bahnhofzaun standen lachend die Dorfmädchen, plauschten und kicherten. Sie waren scheinbar gekommen, um bei den Soldaten Zucker zu erbetteln. Der Soldat ging auf und ab und schaute verstohlen die Mädchen an.

Ein anderer Soldat, Gmyrja, gab ihm unvermutet einen Stoß, der Soldat erschrak und die Mädchen lachten hellauf.

„Genosse, führe mich zu deinem Vorgesetzten. Führe mich zum Kommissär Globa!“

„Wer bist du?“

„Das geht dich nichts an, führe mich zum Kommissär!“

Der Soldat sah schweigend den Unbekannten an und führte ihn dann zu einem Waggon, klopfte mit dem Karabiner an ein Fenster. Ein Matrose blickte hinaus.

„Was ist los?“

Dann erkannte er Gmyrja und lächelte freundlich:

„Ha, Genosse, gib deine Pfote und komm in den Waggon.“

Gefolgt von dem Matrosen trat Gmyrja in den Waggon des Kommissärs. Dieser — ein hagerer Mann in einer ledernen Jacke — reichte Gmyrja die Hand, schleppte ihn in das Coupee:

„Komm her, Landsmann, trink ein Glas Tee! Gebt ihm Zucker. Schneidet ihm eine halbe Wurst ab, soll er sie fressen. Sie leben hier wie die Hunde: hungrig und wild. Setz' dich zu Tisch, kau' und iß!“

Er zwang Gmyrja, sich zu setzen, und rief wütend:

„Verfluchte Nester! Man sollte diese Gegend dem Boden gleichmachen und neue Menschen hierher bringen. Dort sind überall Kosaken, auch ich bin ein Kosak, war einmal ein Lehrer, wurde später ein Offizier . . . ein Intelligenzler. Und jetzt sage ich: alle Kosaken soll man vernichten, wie die Flöhe zerdrücken, wie die Ratten ausrotten. Bursche, gib ihm einen Wein! Keinen Schnaps sondern einen Wein. Trink', mein Lieber! Schläfst du die Nächte, Landsmann?“

Gmyrja blickte mit fieberhaften Augen den Sprecher an und bemerkte, daß das Gesicht Globas wie irrsinnig aussah.

„Aber woher? Ich habe keinen Schlaf!“

„Auch ich kann nicht schlafen. Ich weiß nicht einmal mehr, was Schlaf ist. Ich habe das Schlafen vergessen. Mir scheint, daß ich nur in meiner Kindheit geschlafen habe. Bursche, gib mir noch einen Schluck Wein; also her mit dem Wein!“

Der Bursche, ein blasser, unrasierter, tuberkulöser Mann mit leidenden Augen, erfüllte schweigend die Befehle Globas. Er sah dabei weder Globa noch dessen Gast an und saß die ganze Zeit in Gedanken versunken beim Tisch.

„Weißt du, Landsmann, wer mein Bursche ist? Das ist Lazarus! Das ist jener Lazarus, der gestorben ist und dann aus den Toten aufgestanden ist. Das ist ein Mensch, den man erschossen hat und mit ihm fünfzehn Genossen. Er brach aber nur bewußtlos zusammen, die Kugel traf ihn nicht, dann kroch er unter den Toten hervor und lief davon. Jetzt sagt er nur ein Wort „Erschießen!“ und sonst nichts. Das ist ein wenig sonderbar, aber in der Nacht mitunter unheimlich.“

Lazarus sah stumm und schweigend durchs Fenster.

„Also melde, was los ist. Sprich kurz und bündig, militärisch!“

„Ich melde gehorsamst, Genosse Globa, daß ich Gusia erwischt habe.“

Lazarus sprach nur ein Wort:

„Erschießen!“

„Siehst du, er sagt sonst nichts. Nur ein Wort, wie die rächende Nemesis. Gusta? Unsinn. Man soll ihn nach Tamankaja zum Stab bringen. Erzähle mir, wie du ihn erwischt hast.“

„Den Hundesohn! Er war ein Freund, er war der Freund aller. Ein Mitglied des Revolutionskomitees und hat die Hand gegen uns erhoben. Ich bin in der Nacht zu ihm gekommen, unter der Maske des Freundes, habe ihn verhaftet, und er ist — wie ein Hündchen — mit mir gegangen. Mitten in der Nacht ist er mit mir gegangen.“

„Landsmann, du hast deinen Freund betrogen!“ Globa lachte wild auf: „Gestehe, du hast die Komödie gut gespielt, damit er deinen Worten glauben sollte?“

„Nein, ich kam zu ihm ohne Waffen sprach zu ihm offen und ehrlich, und dann ging er leise mit mir.“

„Wenn er dir entwischt wäre, so hätte ich dich heute noch an die Wand gestellt. Das sage ich dir auch offen und ehrlich.“

Globa klopfte Gmyrja auf die Schulter, sein Gesicht hatte einen steinernen Ausdruck, seine Augen blitzten.

Gmyrja schlug mit der Faust auf seine Knie:

„Er ist mein. Ich werde ihn erschießen! Ich werde ihm selbst sein Grab graben, es zuschütten und mit den Füßen einstampfen.“

„Du bist dumm und wild, aber in dir steckt etwas. Du bist mein Blutsfreund. Jetzt hast du gegessen, geh nach Hause. Schau diese Felder an. Jahrhunderte sind vergangen, da waren Szythen, Menschenteufel . . . und was ist geblieben? Hügel. Der Pflug hat den Boden urbar gemacht. Die Arbeit des Sklaven hat die Freiheit geboren. Ja, Landsmann, der freie Wegelagerer der Steppe ist gestorben. Lazarus, schenk' ihm noch Wein ein. Mir auch einen Schluck. Der Wein ist rot wie Blut.

Das Blut wird zu Wein. Aber der Wein ist ein irdisches Gift. Doch gehen wir zur Sache über. Wir werden Wege gehen, die dank unserem Geiste, unserem Hirn, unserem Klassenbewußtsein gelegt wurden. Wohin gehen wir? Wohin, Lazarus? Zur Unsterblichkeit. Ich weiß es. Man muß jeden Teil des Hirns mit blutigem Schmutz vermischen, die Welt erschüttern und dann der ganzen Welt zurufen: Ich bin unsterblich, ich bin unbesiegbar! Das sind nur Worte. Können wir Taten verrichten?"

Er stand auf, ballte die Fäuste und sah seinem Freunde scharf ins Gesicht.

„Wir können alles, wir wissen alles, denn wir machen die Geschichte!"

Er klopfte Gmyrja auf die Schulter, lachte wild auf. Gmyrja wendete sich ab, er konnte den Blick des Kommissärs nicht ertragen.

„Lazarus, siehst du, wie wir einander ähnlich sind, wie zwei Zwillinge!"

Auf dem Bahngeleise, neben dem Waggon ertönte ein Lärm. Jemand schrie verzweifelt, jemand schimpfte.

Globa sah gleichgültig durchs Fenster und sprach:

„Lazarus, hörst du?"

Lazarus stand mechanisch auf und sagte leise:

„Erschießen!"

Man verließ den Waggon.

Einige Soldaten kämpften mit einem jungen Soldaten, der einem Kalmüken ähnlich sah und dessen Augen wie bei einem Trunkenen blickten.

„Schleppt ihn hierher. Was ist los?"

Ein Matrose trat auf Globa zu. Er meldete:

„Ribenko hat im Dorfe Schnaps getrunken, und als er total besoffen war, da hat er ein Weib vergewaltigt, dann hat er geplündert wie ein Marodeur, dieser Hundesohn!"

„Genosse Globa!" rief Ribenko, „man beleidigt mich, man beleidigt einen Soldaten, einen Schützer der freien Steppe!"

Globa trat vor Ribenko hin, sah ihm ins Auge.

„Du hast eine Gewalttat begangen, hast geplündert?"

„Genosse Globa, ich bin ein roter Soldat, ein Kämpfer, ein Proletarier..."

Lazarus sprach mit heiserer Stimme:

„Erschießen!"

Globa befahl den Soldaten mit ruhiger Stimme:

„Stellt ihn an die Wand!"

Ribenko begriff im ersten Moment nicht den Befehl Globas und sah ihn erstaunt an, dann wurde er blaß, ein Zittern durchlief seinen Körper und er rief weinerlich:

„Genosse Globa, ja, was ist das, Kameraden?"

Ein Soldat nahm den Revolver aus der Tasche und sagte zu Ribenko:

„Vorwärts, marsch!" Also los, links um, kehrt!"

Ribenko drehte sich schweigend um und ging wankend den Schienen entlang.

Alle standen schweigend da und warteten nervös auf die kommenden Ereignisse.

Der Soldat hob die Hand mit der Waffe.

Ein Schuß fiel, Ribenko brach zusammen.

Lazarus sah den Soldaten an und sein Gesicht zuckte nervös zusammen.

Globa faßte Gmyrja bei den Schultern und sagte freundlich:

„Man hätte ihn nicht erschießen sollen... aber er mußte sterben. Er hat das besser als du und ich begriffen."

Dann wendete er sich rasch um und ging, ohne sich umzusehen, zu seinem Waggon.

(Aus dem Russischen übertragen von Maurice Hirschmann.)

Tord Foleson

„Das Banner steht, wenn der Mann auch fällt."

In seiner gedankenreichen Rede am Verfassungstag im Reichstag hat Radbruch am Schluß das Lied vom „Tord Foleson" zitiert und es als ein Sinnbild und den Ausdruck der Hingabe des einzelnen für die Idee angesprochen.

In der Tat wird Uthmanns Männerchor außerordentlich viel gesungen und erweckt nicht nur bei den Singenden, sondern auch bei den Hörern stets große Begeisterung. Vor allem ist es die Idee, daß „das Banner steht, wenn der Mann auch fällt", worin die freiheitlichen Menschen den Ausdruck ihrer Gesinnung erblicken. Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, über diese Dichtung Genaueres zu erfahren. Durch Studien in Norwegen selbst, die der Unterzeichnete für eine in kurzem erscheinende große Männerchorsammlung des Arbeiter-Sängerbundes vorgenommen hat, ist er in der Lage, zum erstenmal Authentisches hierüber veröffentlichen zu können.

Der Dichter, Per Silve, ist in Norwegen sehr bekannt. Er wurde als Sohn eines Bauern im südlichen Norwegen (in Voß an der Bergensbahn) Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, besuchte in der Landeshauptstadt Oslo die Schule und war, vermutlich infolge von Ueberarbeitung stets leidend und zur Melancholie geneigt. Der Neunzehnjährige veröffentlichte seine ersten Gedichte, vor allem aus der norwegischen Geschichte, im sogenannten „Landsmaal", der alten norwegischen Sprache. Schon dieses zeigt seine Einstellung, die wie bei allen Verfechtern des altertümlichen „Landsmaal" darauf hingeht, die Vaterlandsliebe und das Streben nach Unabhängigkeit zu steigern. In jener Zeit bestand zudem noch der Streit zwischen Norwegen und Schweden, die in einer „Union" verbunden waren, und es drohte lange Zeit Kriegsgefahr zwischen den beiden Ländern.

Seine Berufstätigkeit übte Silve als Redakteur in einem linksgerichteten Blatt in Oslo aus und veröffentlichte noch vieles u. a. einen sozialen Roman mit dem Titel „Streik". In den besten Mannesjahren, als ihm die Entziehung seiner Dichterpension durch den Staat drohte, suchte und fand er den Freitod.

Die in seinem Gedicht beschriebene Sage behandelt einen tatsächlichen Vorgang, nämlich die Schlacht bei Stiklestad im nördlichen Norwegen, dem sogenannten Nordland. In dieser Schlacht wurde ein hundertjähriger Kampf zur Entscheidung gebracht, der zwischen den freien Heiden und dem christlichen Königtum geführt worden war. Am 29. Juli 1030 (man weiß den Tag so genau, weil eine Sonnenfinsternis stattfand) wurden die Nordländer unter ihrem Häuptling Tore Hund durch König Olaf besiegt. Der König selbst, genannt „der Heilige", fiel in dieser Schlacht; aber Christentum und Königtum wurden nun in Nordland eingeführt. In diesem Sinne ist in dem Originalgedicht auch nicht vom „Freiheitsbanner" die Rede, sondern vom „Zukunftsbanner", das der „lichte König Olaf" in die Dunkelheit des Heidentums trägt. Somit ist die Umwandlung, die erst den Sinn des Kampfes um die Freiheit in das völlig anders gemeinte Gedicht trägt, Zusatz des (mir leider unbekannt gebliebenen) Uebersetzers, der den König auch zum „kühnen, jungen Olaf" umgestaltet hat. Tatsächlich war das Volk vor dieser Zeit viel eher als frei zu bezeichnen, als nach der Schlacht von Stiklestad, in der Tord Foleson, einer der Vasallen des Königs Olfa, schwer verwundet das Banner in die Erde gerammt haben soll, ehe er zusammenbrach.

Es ist volkspsychologisch sehr interessant, daß wir in Deutschland die eigentliche Handlung, die auf roher, körperlicher Gewalt und Krieg beruht, noch dazu mit der Tendenz eines Sieges von Monarchie und Kirche, vollkommen übersehen und nur das Symbolische berücksichtigen. Das eine Wort „Freiheitsbanner" statt „Zukunftsbanner" hebt das Gedicht in eine andere Sphäre.

Mit der Komposition dieses Liedes hat Uthmann den Höhepunkt seiner Leistungen erreicht. In der Tat muß man bei allen Bedenken künstlerischer Art zugeben, daß ihm hier ein Wurf gelungen ist. Es ist ein großer Schwung und etwas, was die Massen immer wieder hinreißt, in dieser Musik. Wie stets in Uthemanns Kompositionen finden sich außerordentlich triviale Stellen und ärmliche Flickarbeit darin. Man muß sich erinnern, daß der Komponist kein Berufsmusiker war, sondern, aus den Kreisen der Arbeiterbewegung hervorgegangen, aus Idealismus Tendenzchöre schrieb. Das Rüstzeug des Fachmusikers fehlte ihm völlig. Und damals gab es noch keine Fachleute, die ihm vor der Veröffentlichung seiner Chöre mit Rat und Tat hätten zur Seite stehen können, wie es heute seit langer Zeit im Kulturkreise des Arbeiter-Sängerbundes geschieht. Schon in der im Arbeiter-Sängerbund-Verlag herausgegebenen, vom Unterzeichneten verfaßten Sammlung gemischter Chöre sind Uthmannsche Chöre mit notwendigen Retuschen veröffentlicht worden. Auch der Tord Foleson erscheint demnächst in unserer großen neuen Männerchorsammlung in einem neuen Gewande, das, ohne die Melodie irgendwie anzutasten, versucht, unter Benutzung der eigenen Harmonik Uthmanns und der Sprache der Männerchorkompositionen auch die fachmusikalischen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen und die in der Originalkomposition liegenden künstlerischen Absichten in weit höherem Maße zu Klang zu bringen, als es Uthmann selbst vermocht hat.

Dr. Alfred Guttmann.

Hungerland Schlesien

Eine Chronik des Elends.

Der kürzlich erst beendete Waldenburger Bergarbeiterstreik hat viele veranlaßt, ihre Blicke wieder einmal nach Schlesien zu richten. Ja, wieder einmal! Denn es ist ja nicht das erstemal, daß dieses vielgeplagte, schwergedrückte und heimgesuchte Land die Augen auf sich lenkt. So oft sein Name in der Geschichte auftaucht, bilden fast stets die himmelschreienden Lebensverhältnisse der Bevölkerung auf dem Lande, in den Bergwerkdistrikten, in den Weberdörfern den Anlaß. Auch wenn Hauptmanns Weberdrama nur so geringe Verbreitung gefunden hätte wie sein „Narr in Christo Emanuel Quint", jenes andere ergreifende, doch als Roman nicht populär gewordene soziale Werk des Dichters, Schlesiens trauriger Ruf als klassisches Land des Elends wäre doch in die deutschen Gaue gedrungen, trotz den sich von Fall zu Fall wiederholenden Verboten der Regierungsbehörden, aus Gründen der „Ordnung und Ruhe" nichts über das Elend zu veröffentlichen.

Es war im Jahre 1797, als der um das Bauernbefreiungsedikt verdiente Freiherr v. Schön das schlesische Land bereiste und das Ergebnis heimtrug, daß allein Breslau einen gebildeten Bürgerstand besitze, während auf dem Lande nur Edelleute und Erbuntertanen anzutreffen seien. „In Preußen", schrieb er hier, „blieb das freie Blut durch alle nachkommenden Generationen, in Schlesien macht die Luft erbeigen und das auf einem Rittergut geborene Kind von unadeligen Eltern war erbuntertan." Die Landarbeiter beschrieb Schön als so schlecht ernährt, daß zur Erledigung derselben Aufgaben in Schlesien ein Drittel mehr Menschen erforderlich seien als im Magdeburgischen.

In den „Ansichten aus der Kavalierperspektive", den ironischen Aufzeichnungen eines Eingeweihten über die „gute alte Zeit", die Zeit der Privilegien, finden wir ein weiteres unverhülltes Zustandsbild aus jenem Schlesien: „Damals herrschte der Adel unumschränkt auf seinen Gütern. Der Bauer war nur der Grundherrschaft wegen da. Alle Aecker wurden durch Bauern bestellt. Alle Teiche durch sie befischt und die Fische nach Breslau verfahren, ebenso das Holz aus den großen Forsten. Alle Dienerschaft wurde aus den Untertanen genommen und kostete so gut wie gar nichts." — „In der Tat ein Dorado", schreibt Eccardus in seiner „Geschichte des niederen Volkes in Deutschland". „Hohe Getreidepreise, und Landarbeit umsonst. Kutscher, Diener, hübsche Stubenmädel in Hülle und Fülle für ein paar Taler zu Weihnachten. Der Bürger in Demut ersterbend, der Arbeiter nicht einmal satt." So die Verhältnisse bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Doch Hunger und Elend saßen zu tief in diesem Lande, in diesen Menschen, als daß selbst die Bauernbefreiung hätte Wandel schaffen können. Die Abhängigkeit von der Herrschaft blieb.

Aber nicht nur die Bauern litten Not. Die Verzweiflung der hungernden Weber aus dem Eulengebirge durchgellte ganz Deutschland und fand in der erschütternden Sprache des Zwanzigerliedes ihren rohgeformten, doch um so wahreren Ausdruck, während im fernen Rheinland Heine und Freiligrath mit ihren Gedichten von der schlesischen Webernot die ersten blutvollen, sozialen Dichtungen in Deutschland schufen. Nur Jahre gingen hin, seit eine bornierte Regierungsgewalt die Schreie der meuternden Weber in Blei und Blut erstickten, da drang im Jahre 1874 neue schreckliche Kunde aus dem Lande. Die Hungerpest grassierte in Oberschlesien. Es war der verdienstvolle Demokrat Simon, der Freund Johann Jakobys, der damals als erster und eifriger Anwalt für die Notleidenden eintrat, indem er für die Tagespresse sachlich gehaltene, aufklärende Aufsätze über die oberschlesische Not schrieb und die Behörden zu durchgreifenden Maßnahmen aufforderte. Den Behörden mißfielen jedoch Simons Aufsätze, und sie verboten sie. Auch das Ober-Zensurkollegium entschied, daß es beim Beschluß des Zensors zu verbleiben habe, „weil die betreffenden Mitteilungen geeignet seien, Aufregung im Volke hervorzubringen." Heinrich Simon ließ hierauf seine Aufsätze unter dem Titel. „Die Oberschlesischen Hungerjahre. — Mit amtlichen Zahlen. — Eine

Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

35]

XVII.

Der Amerikaner saß bei Evelyne Parker und hielt ihre Hand in der seinen.

Er hatte ihr den Puls gefaßt und vergaß dann, ihre Hand loszulassen. Er hatte gar nicht die Schläge gezählt. Er fühlte bloß, wie sich die Blutwelle immer und immer wieder in die Schlagader hineintrug und wie diese bei jedem Schlag zuckte. Er fühlte so das Herz und das Herzblut dieser Frau unter seinen Fingern.

Er ließ die Hand nicht los und sie entzog sie ihm nicht. So saßen sie da. Und beide hatten die Köpfe gesenkt. Sie sprachen kein Wort.

Dann, plötzlich, beugte sich der Amerikaner über die weiße Frauenhand und küßte sie, lang und zärtlich. Schmiegte seine fiebernde Wange daran und ließ sie von seinem heißen Atem umspülen. Und bettete sein Antlitz, in die weiche Handfläche hinein.

Es war Nacht und still. Beide hörten fast den schweren Kampf in ihrem Inneren. Den Kampf der Nerven, der Muskeln und des Blutes mit dem Menschen.

Dann erhob der Amerikaner den Kopf und sah dem Weib in die Augen, ließ ihre Hand los. Sie aber erfaßte die seine, hielt sie umklammert und bedeckte sie über und über mit Küssen.

Er wollte ihr seine Hand entreißen, sie aber hängte sich dran und ließ sie nicht los. Dann zog er das Weib an sich.

Es war ein Küssen ohne Ende. Er hielt ihren Kopf und sie den seinen mit beiden Händen. Seine Finger wühlten in ihrem Haar, umklammerten ihren Schädel, tasteten an ihrer Kopfhaut hinauf. Und aus ihren vier Augen floß all ihr Sehnen ineinander.

Der erste Laut, der von seinen Lippen kam, war ihr Name.

„Evelyne" — flüsterte er mit einer unendlichen Zartheit der Stimme, die ihr Ohr umschmeichelte, verführerisch, verlockend.

„Du! Du! Du Mensch ohne Namen, Mensch, mein Mensch!" — kam es von ihren Lippen, laut, leidenschaftlich, gebieterisch.

Da, schon riß er sich los. Griff sich an die Stirn. Streckte die Hand aus wie zur Abwehr gegen ein böses Traumgesicht.

„So weit und nicht weiter!" sagte er, fast tonlos.

Sie sah ihn groß an, erst erschrocken, dann verständnislos.

„Nicht weiter? Wie meinst du das, du, mein Mann? Du glaubst doch nicht etwa, daß ich von dir lassen werde, jetzt, da ich deinen Kuß in mir aufgenommen habe? Daß ich je von dir gehen werde? Das glaubst du doch nicht! Nicht wahr, nein? So sprich doch! Ist's denn nicht sonnenklar, daß ich mein ganzes Leben lang bloß dich gesucht habe? Daß ich zu dir gekommen bin, nur zu dir allein? Was kümmern mich alle diese Parkers und ihr Gold und ihre Hoffnungen? Hab' ich nicht dich, die Sonne selbst? Ist in dir nicht alles Gold, alles Hoffnung, alles Kraft? Warum sprichst du nicht? Willst etwa davonlaufen? Willst mich da lassen? Wer bist du, Mensch, daß du so spielst mit einem armen Weib?"

„Ich bin „der Amerikaner", ein armer Teufel. Das wissen Sie ja. Und ich habe nicht mit Ihnen gespielt, Frau Parker!... Ich bin bloß... plötzlich schwach geworden. Hat aber nicht lange gedauert. Hab' mich rasch ermannt. Sie sehen, wie rasch! Ich schäme mich wegen meiner Schwäche, oh, wenn Sie wüßten, wie sehr ich mich schäme und wie unglücklich ich bin! Es hat mich übermannt. Sehen Sie denn nicht, daß ich mich habe überrumpeln lassen? Sie sind eines anderen Mannes Weib. Ich aber will eines anderen Weib nicht begehren! Ich will die 10 Gebote nicht brechen. Und gerade dieses, das neunte, am allerwenigsten! Wir müssen alles vergessen, müssen uns gegenseitig alles vergeben!"

Evelyne Parker starrte vor sich hin. Ihr Gesicht wurde plötzlich ganz ausdruckslos. Dann fragte sie ruhig und gelassen:

„Wer bist du?"

„Ich will alles sagen", antwortete der Amerikaner.

„Ja, du sollst alles sagen! Ich werde dir ruhig zuhören. Wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt. Aber ich will meinen Kopf an deine Schulter lehnen, während du sprichst. Das will ich noch einmal tun!" Und sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Der Amerikaner aber hob an:

„Ich bin ein Arzt und habe den Hypokratischen Schwur geschworen. Ich habe ihn auch gehalten. Jedes Menschenleben war mir heilig und ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Gleich heilig ein jedes. Ich hab' gelernt, gearbeitet, geschuftet Tag und Nacht. Wollte nicht ein Arzt sein, um zu leben, sondern um Leben zu geben. War voll schwerer, aussichtsloser Idealismen und suchte mein Wirken danach einzurichten. Ich war ein neugieriges Kind. So wurde ich zum Forscher in der Medizin. Meine ganze freie Zeit verbrachte ich in Laboratorien und wissenschaftlichen Instituten. Schon früh stellte ich mir eine besondere Aufgabe: die Erforschung der Lippendrüsen. Es war ein schweres, unerforschtes Gebiet. Alles hängte ich an die Lösung dieser Aufgabe. Ich wurde Assistent eines heute weltberühmten Professors, der damals Vorstand des Instituts war, an dem ich arbeitete. Es entwickelte sich bald ein sehr angenehmes Verhältnis zwischen uns, das sich ungewöhnlich rasch zu einer wahren Freundschaft auswuchs. Ich war ein gern gesehener Gast im Hause des Professors. Er hatte eine junge, scharmante Frau, die oft in meiner Gesellschaft war. Der Professor nahm an meiner Arbeit viel Interesse, sagte ihr einen großen Erfolg voraus und hielt überhaupt große Stücke auf mich.

Ich arbeitete sechs Jahre lang ununterbrochen an diesem Institut. Den weitaus größten Teil meiner Zeit verwendete ich auf meine große Arbeit über die Lippendrüsen. Ich hatte wirklich eine bemerkenswerte Leistung hinter mir. Ich konnte stolz und zufrieden sein. Und auch mein Chef freute sich meines Erfolges. Ich war in gehobener Stimmung. Der Zeitpunkt, wo ich mit meiner Arbeit vor die Oeffentlichkeit treten wollte, war nicht mehr fern. Ich konnte sicher sein, daß ich danach in absehbarer Zeit einen Ruf an eine große Universität erhalten würde.

Zu dieser Zeit geschah es, daß die Frau meines Chefs meine Geliebte wurde. Ich wage es heute nicht zu untersuchen, wen von uns beiden die größere Schuld an Verantwortung für diesen Fehltritt trifft. Ich nehme die ganze Schuld gern auf mich.

Es war meine erste große Liebe. Sie loderte lichterloh auf und nahm mich ganz gefangen. Mein ganzes Sinnen, meine ganze Zeit gehörten ihr. Meine Arbeit blieb stecken, kurz vor ihrer Vollendung. Es waren nur noch die letzten Zusammenstellungen zu machen: eine Arbeit von wenigen Tagen. Aber selbst hierzu fand ich keine Zeit, keine Lust. Ich hatte nur mehr Zeit für sie, das Weib meiner Sinne. Alle Lippendrüsen der Welt waren mir gleichgültig, bis auf die eines einzigen Weibes.

Da geschah das Unglaubliche. Ich hielt die Ergebnisse meiner Untersuchungen, den Erfolgen einer sechs Jahre langen Arbeit, alle Aufzeichnungen und Abbildungen mit dem fertiggeschriebenen Text in einer Tasche verschlossen. Die Tasche selbst hatte ich in meinem Laboratorium verwahrt. Alle Schlüssel befanden sich bei mir. Eines Tages öffnete ich meinen Arbeitstisch. Die Tasche war verschwunden. Ich habe sie nie wieder zu Gesicht bekommen. Alle Nachforschungen waren vergebens.

Frage an die preußische Regierung“ im „Auslande“, nämlich bei Robert Blum in Leipzig erscheinen. Die Schrift erregte großes Aufsehen, vor allem deswegen, weil sie nicht nur rückhaltlos das Elend schilderte, sondern auch die politische Seite der Katastrophe scharf beleuchtete. Der der Schrift angehängten, im landrätlichen Büro des Kreises Pleß angefertigten Sterbestatistik ist zu entnehmen, daß im Jahre 1846 im Kreise Pleß 2399 Menschen starben, im Jahre 1847 aber dreimal so viel, 6877. Mit Sicherheit war festgestellt, daß 10 Prozent der Bevölkerung (907 Menschen) in diesem Jahre allein im genannten Kreis dem Hunger erlegen waren. Nur langsam konnte sich aber die Bürokratie zu gründlicher Hilfe entschließen. Als es dann geschah, und zwar auf Grund eines ungeschminkten Berichtes, den Max Simon, der Direktor des Fürstentums Pleß, vor Friedrich Wilhelm erstattete, schob die ausbrechende Revolution die säumigen Machthaber beiseite.

Doch die Chronik der schlesischen Not ist noch nicht beendet. „Das Hungern ist in dieser Bevölkerung seit Jahrhunderten zu einer solchen Kunst ausgebildet worden, daß andere Maßstäbe anzuwenden sind.“ So äußerte sich vor einigen Wochen der Waldenburger Stadtarzt dem Journalisten Klötzel gegenüber. In seinen Worten liegt das ganze, ununterbrochene dauernde Elend der schlesischen Bevölkerung eingeschlossen. Der Hunger war Gewohnheit! Um so furchtbarer, wenn dennoch von besonderen Hungerszeiten gesprochen werden muß. Den Notjahren 1842, 1847 und 1848 folgte das Jahr 1879. Wieder ist es neben den Kreisen Ratibor, Kosel, Rybnik der Kreis Pleß, aus dem die Notschreie kommen. Und wieder will die Regierung die Not nicht zugestehen, wieder erscheinen landrätliche Bekanntmachungen, die sich mißbilligend über Zeitungsschilderungen der angeblichen Not äußern, denn solche übertriebene Schilderungen seien nur geeignet, den Kreis zu diskreditieren. Doch was ist, läßt sich nicht aus der Welt lügen. Im Winter in Schnee und Frost barfuß laufende Frauen; Kinder, die die Schule nicht besuchen, weil sie keine Kleider haben, Moos und Waldstreu als winterliche Lagerstätten in Stuben, deren Fenster mit Papier verklebt sind, und das bei 20 Grad Kälte. — Das sind Bilder so grenzenlosen Jammers, von objektiven Besuchern mit eigenen Augen gesehen, daß sie keine Regierungslüge wegschafft.

„In zwei Dörfern des Oppatales, die ich gestern besuchte“, heißt es in einem Briefe des Geheimrates Dr. Heer aus Ratibor vom 23. Dezember 1879, „sind 700 Personen ohne alle Nahrungsvorräte. Sie werden durch fremde Hilfe bis zum Beginn der Arbeitszeit erhalten werden müssen. Ich habe die Kinder in den Schulen gesehen und unter ihnen eine Menge abgemagerter, blutarmer Gestalten gefunden, die mittags das Schullokal nicht verlassen wollten, weil sie zu Hause kein warmes Zimmer und kein Essen finden. — Und wie ist die Nahrung der Bessersituierten? Zwei Mahlzeiten von schlechtgeratenem Buchweizen, der auf Handmühlen zerkleinert, mehr als die Hälfte des Gewichtes feste schwarze Hülsen gibt. Davon werden Klumpen, ohne jede Fettung, in Salzwasser gekocht. Leider ist diese Kost ein Luxus gegen die zahlreichen ekelerregenden Gerichte, welche aus den zur Zuckerfabrikation nicht geeigneten, mißratenen Rüben bereitet werden und sehr vielen Familien zur ausschließlichen Nahrung dienen. Ich habe gesehen, daß eine Hausfrau fünf Kindern diese Kost dadurch schmackhaft und annehmbar zu machen versuchte, daß sie die gesottenen Rübenstücke mit geriebenem altem Käse der widerlichsten Art servierte.“ Dies schrieb, wie gesagt, ein Arzt, dessen Beruf und Titel wenig zur Annahme berechtigen, daß der Mann damals, es war in der Zeit des Sozialistengesetzes, etwa Sozialdemokrat war und sich als solcher besonders getrieben gefühlt hätte, das Elend zu enthüllen.

Fast 50 Jahre sind über dieser Notzeit des Winters 1879 und 1880 vergangen. Das Elend aber lebt noch immer. Die Schilderungen, die der schon erwähnte Berichterstatter des „Berliner Tageblattes“, Klötzel, aus dem Waldenburger Streikgebiet veröffentlicht hat, stehen den Not- und Elendsbildern früherer Zeiten in nichts nach, erweisen sich im Gegenteil als so ungeheuer und grauenvoll, daß man geneigt wäre, sie für Uebertreibungen zu halten, wüßte man nicht, daß ihnen amtliche Unterlagen als Grundlage dienten. Da ist die grenzenlose Wohnungsnot. Sie wird durch die Tatsache gekennzeichnet, daß in und um Waldenburg von 100 Wohnungen 42 bis 50 nur aus einem einzigen Raum bestehen, in dem oft mehrere Familien hausen müssen. Es gehört nur wenig Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie sich eine solche „Wohnung“ dem Auge darbieten, wieviel Dumpfigkeit, Enge, Fäulnis und Verwilderung sie auch bei strengster Sauberkeit füllen muß. Dem Wohnungsjammer steht das Ernährungselend kaum nach. Es wird wieder am deutlichsten durch das Geständnis des behördlichen Arztes veranschaulicht, nach dem bei nach normalen Maßstäben gerichteten Untersuchungen 90 Prozent aller Kinder als unterernährt gelten müssen, eine Feststellung, die unserer ganzen Kultur mit ihrem laut betriebenen Hygienerummel schroff ins Gesicht schlägt.

So groß aber das Elend in der schlesischen Landschaft die Jahrhunderte hindurch war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist, die Entwicklung einer kräftigen Arbeiterbewegung hat es nicht hindern können. Wer die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie kennt, weiß um die Tradition, die gerade in Schlesien, in Breslau und nicht zuletzt im Waldenburger Gebiet lebendig ist, weiß um den frischen, politischen Kampfgeist, der hier wirkt und der, angesichts der geschilderten sozialen Zustände, besondere Würdigung verdient.

Karl Ullrich.

Unentdeckte Tiere

Von Willy Ley.

Man spricht jetzt wieder viel davon, daß die Hauptaufgabe der modernen Zoologie das „Retten“ wäre. Retten vor dem Aussterben und dem Ausgerottetwerden. Andererseits wird aber auch verfochten, daß der Mensch nur Tiere ausgerottet hätte, die sowieso „von Natur wegen“ auf dem Aussterbeetat gestanden hätten und man sagt, daß das bei mindestens 25 von den etwa 30 im Laufe historischer Zeiten ausgerotteten Tieren der Fall gewesen sei.

Ueber die gewiß nötigste Rettungsaufgabe ist man aber schon beinahe dazu gekommen, die weitere Aufgabe der Zoologie (neben vielen anderen natürlich), nämlich die Neuentdeckung als nicht mehr recht vorhanden zu betrachten und es ist direkt amüsant, wenn man manchmal liest: „Der und der will da und da angeblich ein neues Tier entdeckt haben.“

Dieser Skeptizismus ist nun ja nicht ganz neuen Datums. Schon der große französische Naturforscher Cuvier, der bei aller Größe doch auch manchmal einen etwas losen Mund hatte, sagte vor etwa hundert Jahren, daß das Problem neuer Tiere nicht mehr bestehe. Zwar fiel bald die Cuviersche Hauptlehre, die sogenannte Katastrophentheorie, an der Aeußerung aber hielt man stillschweigend und zäh fest. Da wurde es denn als ganz besonders bestaunenswerte Neuheit betrachtet, als man anfangs des Jahrhunderts in den Kongourwäldern die Kurzhalsgiraffe Okapi entdeckte. Und kaum hatte man sich von dem Schreck einigermaßen erholt, als man, ebenfalls aus Afrika, aber von der Ostküste, ein neues großes schwarzes Waldschwein brachte. Etwa um dieselbe Zeit setzte es ein neues großes Hallo, denn nun hatte einer gar inmitten Deutschlands selbst ein neues Tier entdeckt, eine Abart des Teichfrosches, den Seefrosch.

Die Herren Skeptiker drehten nun mit gewohnter Gewandtheit den Spieß ein wenig anders. „Natürlich, in vollkommen unerforschten Landstrichen bestände die Möglichkeit, aber solche gibt es nicht mehr. Kleinigkeiten, wie ein Frosch oder etwas Aehnliches natürlich . . .“

Was das für Kleinigkeiten waren, die noch entdeckt werden können, erfuhr man ja vor Jahren, als die größte Eidechse der Welt, der seither so berühmt gewordene Komodowaran auf Komodo und eine sehr große neue Nashornart, von der die Eingeborenen schon jahrzehntelang erzählt hatten, auf Sumatra aufgefunden wurde. Was da unten an wirklichen Kleinigkeiten, Vögeln, Eidechsen usw. noch zu holen sein wird, läßt sich heute noch nicht einmal der Fachmann träumen. Von den Großtieren allerdings hat er mehr Ahnung. Da sind zunächst ein paar Urwelttiere, von denen man Fortleben erwartet. Das Weltmeer spielt eine große Rolle, nicht nur, daß man ab und zu neue Fischarten entdeckt, — ab und zu auch Tiefseeriesen von 17 Metern Länge, dessen einziges Exemplar, das 1924 bei Miami an den Strand Floridas geworfen wurde, sogar noch ein Junges sein sollte, — hofft man auch immer mehr und immer stärker, die vielgerühmte „Große Seeschlange“ noch einmal lebendig zu fangen. In Kanada hofft man wieder einmal auf überlebende Mammute, im Innern Madagaskars hat immer wieder irgendein Ansiedler nächtlich ungeheure stelzbeinige Wesen durch den Busch brechen hören, wie die Hoffnung sagt: Riesenstrauße der Art Dinornis.

Außer diesen Vermutungen gibt es nun noch andere Hoffnungen, zu denen man eigentlich mehr Vertrauen haben sollte: die von Eingeborenen verschiedener Länder signalisierten unbekannten Tiere. Da gibt es, wenn die Erzählungen stimmen und da hat man schon viel Gutes erfahren, in Neuseeland ein großes Beuteltier, Waitoreke geheißen, in den Somalisteppen Abessiniens ein sehr gefährliches Riesenraubtier, in Indien einen Mähnentiger, in Sumatra gar ein Affenmenschwesen, im unbekannten Seengebiet im Nordosten von Belgisch-Kongo einen Elefanten mit vier Rüsseln und den „Irizema“, einen mähnenlosen weißen Löwen mit Leopardenflecken. Weitaus am bestimmtesten klingen die Erzählungen und Berichte von großen Wasserreptilien im Zambesi- und Nyassasee, die z. B. von Schomburg weitergegeben wurden und von T. A. Barnes, Selous und Fred C. Law bestätigt werden.

Das Land der großen Hoffnungen ist aber Südamerika. Wenn alles stimmt, was da erzählt wird und die Wissenschaft dazu auch noch ein bißchen Glück hat, kann Südamerika allein eine ganze Menagerie neuer Tierarten aufbringen.

Die Erzählung vom noch lebenden Riesenfaultier geht durch die Jahrhunderte. Bei dem alten Konrad Gesner, dem Vater abendländischer Zoologie, taucht es zuerst auf, als Tier „Su in dem neuw erfundnen land“. Dann als Succurath oder Su bei dem Geschichtsschreiber Lozano. Und in der ganzen neueren Zoologie Südamerikas als möglicherweise noch lebendes Tier. Die Indianer erzählen davon, wie vom Jaguar, Fellstücke, die nicht sehr alt sein können, liegen in allen Museen, drei oder vier Leute haben welche angeschossen. Genaues aber weiß man trotz allem noch nicht. In einer der Hauptfundstätten gestorbener (wann ist zweifelhaft) Riesenfaultiere, in der Eberhardhöhle am Kanal Ultima Esperanza in Südostpatagonien hat man auch Reste einer großen ausgestorbenen Katzenart gefunden. Ferner Guanakoreste und Zähne südamerikanischer Wildpferde. Davon lebt das Guanako bestimmt noch, das Riesenfaultier möglicherweise. Die alten südamerikanischen Wildpferde sollen nach Professor Ameghino nicht radikal ausgestorben sein, sondern sich noch mit den europäischen Pferden der Konquistadoren vermischt haben. Von der Großkatze behauptet Ameghino ebenfalls, sie lebe noch unentdeckt fort, und es ist auch Tatsache, daß die Indianer neben dem Jaguar noch von einer anderen Raubtierart erzählen, die sie scharf zu trennen wissen.

Ganz besonders wichtig und gut belegt ist aber ein unbekannter Riesenvogel am Nahuel-Huapi-See in der Nähe von Puerto Varas in Südchile. Einem deutschen Reisenden, J. F. Millaczek, gelang es sogar eins der sonderbaren Tiere zu schießen, das aber leider verloren ging. Man ist jetzt wieder auf der Suche nach dem Tier, von dem es zweifelhaft ist, ob man es wirklich mit einem Vogel zu tun hat. —

Auf jeden Fall aber: die beiden Großtiere zu Anfang unseres Jahrhunderts lieferten Afrika, die beiden von 1926 Insulinde. Die beiden nächsten werden wohl aus Südamerika kommen.

Abgekühlte Liebe

Ein lustiges und doch nicht ungefährliches Liebesabenteuer hatte dieser Tage ein Gastwirt aus der Umgebung von Warnsdorf in der Lausitz zu bestehen. Er unterhielt mit einem jungen Mädchen ein Liebesverhältnis und hatte, um ungestört ein Schäferstündchen zu verbringen, mit seiner Liebsten ein Ziehbrunnenhäuschen aufgesucht. Das morsche Holz war aber solchen „Anforderungen“ nicht gewachsen; es gab nach, und der feurige Liebhaber stürzte plötzlich in den acht Meter tiefen Brunnen, in dem das Wasser fünf Meter hoch stand. Er konnte erst nach größten Anstrengungen aus dem kalten Naß gezogen werden. Seine Liebesglut soll durch diesen „Einfall“ merklich abgekühlt worden sein.

Aber ein Jahr später veröffentlichte mein Chef eine große Arbeit über Lippendrüsen, in der ich meine eigene bis aufs letzte I-Tüpferl wiedererkennen konnte. Diese Veröffentlichung verhalf ihm zum Weltruhm.

Damals habe ich bis auf meinen Namen alles weggeschmissen und bin hierher gekommen. Ich bin seither „der Amerikaner“, ein Goldgräber. Und ich stehe für die Zehn Gebote. Und insbesondere für das Neunte. Und an dem Tag, an dem ich fühlen werde, daß ich noch einmal unterliegen muß, höre ich auf zu leben. Ich bin zur Sühne nach Westaustralien gekommen. In das Land, in dem es keinen Ehebruch, keine Verführung geben kann.“

„Du hast mir ein Erlebnis erzählt“, antwortete sie. „Ein altes Erlebnis, das Jahre zurückliegt. Willst du dein ganzes künftiges Leben diesem einen Erlebnis unterordnen? Muß ein Schritt, den du damals getan oder verfehlt hast, dich von der Richtlinie deines ganzen Lebens endgültig ableiten? Willst du nicht den Weg zum Leben zurückfinden? Kannst du nicht den Weg zu mir finden?“

„Der Weg, den ich zu gehen habe, liegt da. Er führt irgendwohin. Ich weiß nicht, wohin. Kein Mensch weiß, wohin. Keiner kann seinen Weg wählen. Er hat ihn zu gehen, nicht weil er will, sondern weil er muß. Doch soll er nicht stolpern. Ich mag nicht stolpern. Lieber fallen. Auch Sie sind den Weg her, zu Parker, gekommen. Ueber den armen Ashton hinüber. Und wenn's nicht anders gegangen wäre, über seinen Leichnam hinweg. Und über meinen Leichnam hinweg. Der Weg führt zu Parker. Da sind Sie nun. Und haben für Ihren Schwur zu stehen wie ich für den meinen.“

„Nein, nein, tausendmal nein!“ schrie das Weib auf, schmerzvoll, wie zu Tode verletzt. „Das alles ist fahles Gerede! Und steht da gegen ein großes, alles überwältigendes Licht: meine Liebe zu dir! Vor dieser Sonne müssen sich deine Worte verflüchtigen! Dein Widerstand, deine Bedenken, sie müssen in leere Schatten zerfallen! Sie haben keinen Halt gegen die übermenschliche Macht meiner Küsse!“

„Es ist nicht ganz unmöglich, daß Sie recht behalten, Frau Parker, und daß sie den Sieg über mich davontragen werden. Denn schließlich bin ich ja auch nur ein armer Teufel wie die anderen hier. Aber wünschen Sie es nicht so sehr, daß ich unterliege! Es wäre ein trauriger Sieg!“

„Warum denn, warum?“

„Fragen Sie nicht. Ueberlegen Sie nur das eine: Wären wir nicht ganz sicher aneinander vorübergegangen, wenn wir uns anstatt in diesem Goldgräbernest etwa in London begegnet wären? In London, wo es Millionen von Weibern gibt und Millionen Männer? Wo das Geschlechtsproblem nicht so kraß seine nackten Konturen zeigt wie hier? Begreifen Sie denn nicht, um was es sich handelt, bei mir vielleicht genau so wie bei allen anderen? Seit drei Jahren bin ich hier und arbeite wie ein Hund unter Hunden. Und kam aus einer reichen Stadt, aus dem reichen, üppigen Bett einer Weltdame hierher... in den Busch.. wo es kein Weib gibt... Woher wissen Sie, daß ich für mich nicht auch ein „Weib aus London“ verlangt habe? Oder, daß ich nur deshalb keines verlangt habe, weil ich bloß ‚der Amerikaner' bin, ohne Namen. Woher wissen Sie, daß ich jetzt so vor Ihnen dastehen würde, wenn es in diesem Lande gutgestaltete Negerweiber gäbe? Warum glauben Sie, daß meine Gefühle zu Ihnen etwas anderes seien als nur Geschlechtsempfindungen? Weil ich Ihnen vor einigen Tagen gesagt habe, wir beide seien „vielleicht anders“ als die anderen? So etwas sollte man doch nie glauben! Weder von sich selbst noch von anderen! Und besonders nicht aus dem Munde eines liebebedürftigen Mannes! Sie werden vielleicht finden, daß ich jetzt maßlos brutal bin. Doch ist es nicht so. Ich bin bloß maßlos traurig in dem Bewußtsein, daß ein Gefühl, das mich zu Ihnen trieb, Ihrer sicher nicht würdig ist. Und auch meiner nicht. Vor einigen Tagen noch haben Sie selbst gesagt, daß Sie, die Sie den Ring der Königin mit dem britischen Wappen auf dem Finger tragen, Frau Parker bleiben wollen und hierher gekommen seien, um den Lebensweg zu gehen, den Sie sich selbst gewählt haben. Haben Sie das nicht gesagt? Sie werden mir jetzt erklären, daß sich das damals auf Ashton bezog und daß ich etwas anderes sei. Aber das ist es ja eben — ich bin nichts anderes! Ich bin derselbe Fall wie Ashton, nur etwas raffinierter in der Aufmachung. Habe das Mysteriöse, das auch auf die besten Frauen immer verführerisch wirkt, für mich. Während der arme Kerl in Perth in der Art, wie er auf sein vermeintliches Heiratsrecht pocht, bei einer Frau wie Sie im wesentlichen doch bloß auf ein gut bürgerliches Beileid rechnen kann. Ich habe versucht, mich des Mysteriösen vor Ihnen zu entledigen. Habe Ihnen alles von mir erzählt. Und jetzt wissen Sie auch das andere: Ich habe Sie nur sinnlich begehrt... Sie sind ein Weib... vielleicht gar nicht so unbarmherzig sinnlich, wie ich Sie empfinde... seit drei Jahren das erste Weib, das ich überhaupt bemerkt habe... verstehen Sie? Ich habe Sie begehrt... so, wie wenn ich Sie an der Straßenecke gefunden hätte... für Geld... verstehen Sie? — — — — Es sind keine Weiber da... in diesem verdammten Nest!“

„Du mein Auserwählter!“ — Und sie stürzte vor ihn hin, umschlang seine Knie. „Wie immer, was immer... tu mit mir, was du willst! Nimm mich, gebrauch mich, wie man eine Dirne gebraucht! Ein einzigesmal bloß, wenn du mich nicht magst. Oder töte mich, wenn dir's so gefällt! Vor wenigen Tagen noch hab' ich hier, an diesem Ort, vor einem anderen Mann auf den Knien gelegen und um mein Leben gewinselt. Und jetzt dir... wie leicht gäbe ich's hin, dasselbe Leben... auf einen Wink deiner Augen!“

„Den Wink, den müssen Sie wohl gesehen haben... als ich mich vorhin endlich wiederfinden konnte. Der Wink war für Sie ebenso wie für mich: Sie haben Ihren Weg zu gehen und ich den meinen. Ich will ihn gehen. Sie sollen ihn auch gehen wollen! Sie haben Frau Parker zu bleiben! Ich aber schäme mich, daß ich mich nicht besser beherrschen konnte. Habe ich Ihnen nicht fast eine Falle gestellt? Sehen Sie nicht, wie unglücklich ich bin? Ich kann mir nicht helfen! Helfen Sie mir! Wenden Sie sich ab von mir!“

Aber sie gab nicht nach. Hier fand sie endlich die Lösung ihres Lebens. Der große Wurf war gelungen, fast gelungen. Das Spiel, jetzt geht es aus... jetzt hat sie die große Karte gezogen... dieser Mann da, das ist ein Aß... diese Karte gibt sie nicht aus der Hand... sie ist Trumpf... und damit gewinnt sie das Spiel. Ihr Leben hat sie auf dieses Spiel gesetzt... und nun hält sie ein Aß in der Hand! Sie muß gewinnen! Um jeden Preis! Was tut's, daß sie dabei ein wenig gemogelt hat? Der Verrat an Parker... mein Gott! Parker wird sich schon helfen! Hat er nicht das Gold?

Der Amerikaner stand da mit gesenktem Haupt. Sie raffte alle ihre Kraft zusammen, um ruhig zu erscheinen.

„Sieh — dieser Tisch hier ist voller Gold. Parker hat einen großen Fund gemacht. Er ist reich. Und wenn ich von ihm gehe, so wird er nicht ärmer. Er wird alle Frauen bekommen können für sein Gold. Ich aber würde arm und elend bleiben ohne dich, mein ganzes Leben lang. Willst du haben, daß ich an diesem Gold zugrunde gehe? Daß ich mich für dieses Gold verkaufe?“

„Man geht nicht an Gold zugrunde, man verkauft sich nicht an seinen eigenen Mann.“

(Fortsetzung folgt.)

Kinderwäsche

Ein sehr praktisches Wäschestück ist die Blusenhemdhose KW 62 607. Der Kragen kann offen und geschlossen getragen werden. Das Beinkleid hat hinten Klappenschluß Bündchenärmel. Beyer-Schnitte für 8—12 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Unter dem leichten Festkleid trägt das kleine Mädchen ein Unterkleid KW 1257 aus feinem Makkobatist. Es ist mit schmalen Seitenteilen gearbeitet, denen sich die seitlichen Rockteile gereiht anfügen. Knopfschluß im Rücken. Punktstickerei. Erf. für 4 Jahre: etwa 90 cm Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 2, 4 und 6 Jahre. Preis 30 Pfg.

Die praktische Form für eine Windelhemdhose zeigt unsere Abbildung KW 7066. Sie hat im Schritt Knopfschluß und ist mit leichter Lochstickerei verziert. Schmale Achselträger. Beyer-Schnitte für 10, 12 und 14 Jahre. Preis 30 Pfg. bis zu 13 Jahren, sonst 60 Pfennig.

Kleine Knaben tragen als Unterwäsche ein Leibchen mit Knopfschluß im Rücken und ein angeknöpftes Unterbeinkleid mit Seitenschluß. Z. 334. Praktisch ist der spitze Halsausschnitt. Beyer-Schnitte für 3,5 und 7 Jahre. Preis 0,30 Mark.

Unser Modell Z 338 zeigt ein praktisches Knabenhemdchen mit Rückenpasse mit kurzen angesetzten Aermeln. Der Halsausschnitt ist groß genug zum Ueberschlüpfen. Beyer-Schnitte für 3, 5 und 7 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Das Taghemd für Mädchen Z 284 kann auf verschiedene Weise garniert werden. Hier sind farbige Randblenden und zierliche Hohlnähte angebracht. Schmale Achselträger. Beyer-Schnitte für 1—13 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Einen viereckigen Ausschnitt und angeschnittene Achselteile mit Knopfschluß zeigt das Taghemd Z 261, das mit leichter Lochstickerei und Langetten verziert ist. Beyer-Schnitte für 4—12 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Leicht nachzuarbeiten und praktisch im Gebrauch ist das Leibchen Z 277 mit 2 abgenähten Säumen, Knopfschluß im Rücken und Spitzenberandung. Beyer-Schnitte für alle Altersstufen von 1—9 Jahren. Preis 0,30 Mk.

Sehr kleidsam für Knaben ist das Sporthemd Z 337, das offen und geschlossen getragen werden kann. Achselpasse. Aufgesetzte Brusttasche. Beyer-Schnitte für 4—12 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Die Abbildung KW 62 577 zeigen wir die beliebte Form für ein Leibchenbeinkleid aus gestreiftem Seidentrikot. Das weite Höschen hat an den unteren Rändern Gummizug und seitlich Knopfschluß. Beyer-Schnitte für 4—12 Jahre. Preis 0,30 Mk.

Unsere Kinder beim Wintersport

KK 49 292 Matrosenanzug. Der Anzug ist aus dunkelblauem Cheviot hergestellt. Als Garnitur Matrosenkragen und Aermelaufschläge. Erf.: etwa 1,35 m Stoff, 120 cm breit. Beyer-Schnitte für 3, 5 und 7 Jahre. Schnittpreis 60 Pfg.

MK 49 146 Samtkleid. Lindener Waschsamt ergibt das Material des hübschen Kleidchens, das am unteren Rande mit einer querlaufenden Blende abschließt. Am kleinen Kragen Seidenbandschleife. Erf.: etwa 1,70 m Stoff, 70 cm breit. Beyer-Schnitte für 2, 4 und 6 Jahre. Schnittpreis 60 Pfg.

MK. 49 228 Jumperkleid. Das flotte Sportkleid besteht aus einem Faltenrock aus einfarbigem und einem Jumper aus gestreiftem Wolltrikot. Den kleinen Kragen schließt eine große Seidenbandkrawatte. Den Wildledergürtel wählt man in der Farbe des Streifenmusters. Erf.: etwa 1 Meter gestreifter Stoff, 1,40 Meter breit, 1,35 Meter einfarbiger Stoff, 1,10 Meter breit. Beyer-Schnitte für 10, 12 und 14 Jahre. Schnittpreis bis zu 13 Jahren 60 Pfennig, sonst 90 Pfennig.

KK 49 225 Knabenanzug. Die Jacke und Mütze des Winteranzuges sind aus gestreiftem, das Gamaschenhöschen und die Aermel aus einfarbigem Wirk- oder Flauschstoff. Erf.: etwa 1 Meter einfarbiger, 1 Meter gestreifter Stoff, je 70 Zentimeter breit. Beyer-Schnitte für 2, 4 und 6 Jahre. Schnittpreis 60 Pfennig.

KK 49 232 Sportanzug. Größere Knaben tragen beim Wintersport Knickerbockers aus kariertem Wollstoff und dazu eine blusige Jacke, aus einfarbigem Flausch über einem Pullover. Erf.: etwa 1,35 m Beinkleidstoff, 1,25 m einfarbiger Stoff, je 100 cm breit. Beyer-Schnitte für 11, 13 und 15 Jahre. Schnittpreis bis zu 13 Jahre 60 Pfg., sonst 90 Pfg.

MK 49 224 Sportkostüm. Ein moderner Wollstoff mit karierter Abseite ergibt das praktische Winterkostüm, das aus einem Blusenkleid mit passender Jacke besteht. Steppnähte verzieren die Jacke, deren Kragen und Aermelaufschläge mit Kaninpelz bekleidet sind. Erf.: etwa 2,50 m Stoff, 140 cm breit. Beyer-Schnitte für 10, 12 und 14 Jahre. Schnittpreis bis zu 13 Jahren 60 Pfg., sonst 90 Pfg.

MK 49 235 Mantel aus Bordüren-Wirkstoff. Praktisch und kleidsam für den Wintersport ist der Mantel aus Wolltrikot mit eingewirkter Bordüre. Er hat vorn durchgehenden Knopfschluß. Ein im Nacken befestigter Schal und eine Mütze aus gleichem Material. Erf.: etwa 2,10 m Stoff, 130 cm breit. Beyer-Schnitte für 6, 8 und 10 Jahre. Schnittpreis 60 Pfg.

Wo keine Verkaufsstelle am Ort, beziehe man alle Schnitte durch: Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.

Da mich nicht hungerte und mich kein Wunsch zu Tal trieb, stieg ich vom Paß noch höher in den Wald hinauf und behielt die Richtung nach Westen, auf die Bergspitzen zu. Wieder ging es langsam, aber wunderbar mühelos aufwärts, ohne daß eine Spur im festen Schnee blieb, ohne daß ich eine Flocke von den Aesten streifte.

Bald lichtete sich der Wald und ich kam auf eine Hochfläche, die so tief verschneit war, daß die Legföhren nur an den windgeschützten Stellen aus dem Schnee standen und das zerklüftete Gestein ein welliges Feld bot. Nun begann ich erst recht, mich dem Schwung der Gleithölzer hinzugeben; fuhr die sanften Mulden hinab; stieg kaum an den Rändern wieder hinauf und glitt wieder in die Mulden. Gleichmäßig war das Auf und Ab wie das Schaukeln im Auto. Wie im Schlitten sauste ich über den Schnee, die Spitzen meiner Hölzer vor mir wie das braune Haar meiner Kutscherin wohlverwahrt warm.

So fuhr ich beseligt einige Stunden. Die Sonne kam mir nah. Sie überholte mich. Dann fuhr ich auf sie zu.

Wenn ich mich umsah, lag das Land immer offener und offener hinter mir. Ohne es innegeworden zu sein, war ich im Gleiten immer höher gekommen. Auch nach Westen ward mir nun besserer Ausblick. Ein Gipfel rückte hinter dem andern vor und als ich — die Sonne stand nahe den Berghäuptern — auf einer sanften Kuppe wieder haltmachte, lag die Welt in einer Weite vor mir, wie ich sie noch nie genossen hatte.

Berg und Tal, Berg und Tal, das ist der Wechsel der Welt und ihre Schönheit. Was in den Tälern verborgen liegt, kümmert uns nicht, wenn die Gipfel sichtbar werden. Dann erkennen wir, daß die dunklen Tiefen nur sind, um die Höhen um so heller in den Himmel wachsen zu lassen. Wer wunschlos nach den Spitzen schaut, kennt nicht die Mühsal der Niederung. Still und stetig steigt er mühelos aus dem Tal. Keine Spur seiner Wanderung läßt er hinter sich, keine Sehnsucht vor sich. Unbeschwert sieht er vor dem Abendstern, sitzt sorglos in der klaren Nacht und wandert am nächsten Tag mit der Sonne weiter durch das unberührte Land Immerschnee, selbst rein und ewig wie dieses.

Oh, daß auch ich die Stärke gehabt hätte, mich hinzusetzen, als die Lichtkugel erloschen war, mich hinzusetzen und die Nacht durchzuwarten! Warum befiel mich die Angst? Warum ergriff mich die Sehnsucht, das Antlitz der Frau zu sehen? Warum ward mir ihr Auftrag plötzlich bewußt, bis zum Abend im Blockhaus zu sein?

Den ganzen Tag hatte ich — wie es mir nun mit Schrecken bewußt wurde — dessen nicht gedacht, hatte die freundlichen Hände vergessen, die mir das Frühstück gereicht, die mich im Schlitten geführt; hatte das Haar vergessen, das mir um die Nasenspitze geweht.

Plötzlich fühlte ich auch, daß ich seit dem Morgen nichts gegessen, und mein Hunger verstärkte sich durch den Gedanken an den guten Tisch, der mir unten im warmen Zimmer bereitet sein mochte. Und nun spürte ich auch die Kälte der Nacht, die schnell dunkelte.

Da änderte ich mit einem Sprung meine Richtung und sauste durch die Mulde abwärts.

Dabei sank ich oft knietief ein, als führe ich durch frischgefallenen Schnee. War es denn nicht noch eben sternhell gewesen? Als ich jetzt zum Himmel blickte, fiel mir dichtes Gestöber entgegen, das mir jede Sicht über fünf Meter hinaus nahm. Hinter mir zog ich eine tiefe Spur her. Vor mir war das blanke Nichts, in das ich immer tiefer hineinstürzte. Bald sauste ich über Harscht, bald fuhr ich hüftentief in den Neuschnee und kam mit dem Kopf in das Flaumicht, daß ich zu ersticken meinte. Schwer und stoßweise war die Abfahrt, vom Wind mit einer ungefügen Musik begleitet, aus der ich die Melodie der Spieldose herauszuhören glaubte. Und weil die Schlußtakte das Anfangsmotiv verwendeten, kam das Spiel nicht zu Ende. Wäre ich auf den Gedanken gekommen, die Wiederholungen zu zählen, so hätte ich die Stunden meiner Qual messen können. Da ich es aber unterließ, fuhr ich ohne Bewußtsein von Zeit und Raum; stürzte; stand auf und fuhr weiter; stürzte und konnte mich nicht entschließen, der Müdigkeit zu folgen und liegenzubleiben.

Schließlich kam ich wieder in den Hochwald, staubte im Vorbeifahren reichlich den schweren, feuchten Schnee von den Zweigen, der nur in den Nacken fiel. Um Zeit zu sparen — denn es mußte schon gegen Mitternacht sein —, fuhr ich möglichst steil durch den Wald, was ich nur infolge des tiefen Schnees zuwege brachte. Auszurechnen, wo ich mich befinden mochte, dazu hatte ich keine Zeit. Nur abwärts, abwärts!

In Japan

Hängt man am Neujahrstag geflochtene Stränge vor die Fenster. Unser Bild zeigt den Verkauf dieser Stricke auf der Straße.

Der weiße Tod

Weiche, weiße Flocken tanzen zur Erde herab. In wirrem Traum, in lautlosem Gleiten. Weiße Decke breitet sich über das Land. Tiefe Stille ist unter dem goldkalten Glanz der Sterne.

Ueber die Schneedecke geht der Tod. Seine Kleider sind weiß und glitzernd und von seiner kalten Stirne strömt ein eisiges Schimmern, vernichtender Glanz: der weiße Tod geht über das Schneeland! Hört ihr das sanfte Singen in der glitzernden Schneedecke? Der Schnee singt. Fein und leise singt es da unten im Schnee, und der weiße Tod lächelt in bleichem Hohn. Er lauscht auf sein Lied, das da unten wundersam erklingt. Der Schnee singt des Todes Lied. Singt von des weißen Todes kristallener Schönheit, die königlich im Schweigen ewiger Firnen wohnt. Singt davon, wie der weiße Tod die Menschen hinauflockt in sein gewaltiges Reich der ewigen Berge. Und plötzlich sehen sie erschauernd in des weißen Todes zeitloses Angesicht und fallen nieder, die Blicke verhüllend, weil sie erkennen wie klein sie sind. Und der Schnee singt von des weißen Todes unerbittlicher Grausamkeit, die alles erstarren läßt, alles begräbt.

Sieh die kleinen Vöglein, singt der Schnee, sie liegen erstarrt im blassen Morgenschein. Der Tod lächelt sein bleiches Lächeln und geht weiter im blassen Morgenschein durch das Land. Ueberall, wo sein Schritt erklang, bleibt Kälte zurück, Eis und Schnee. Sein Hauch wandelt alles in Starre und Grauen.

Da ist die große Stadt. Nichts ist in ihr von der Dunkelheit des grauen Wintertages. Strahlend erhellte breite Straßen, in eleganter Sauberkeit. Ströme von Licht. Aus den Fenstern der Läden leuchten köstliche Sachen, schimmern Pelze, Seide, blitzen edle Steine. Feines Porzellan erfreut das Auge der Menschen, die, ebenso schön gekleidet wie die Puppen in den Modehäusern, vorübergehen. Hier hat der weiße Tod nichts zu suchen. Er hat seine Macht über diese in Pelz gehüllten Wesen verloren.

Ist nichts in dieser großen Stadt von der Dunkelheit des grauen Wintertages? Seitwärts geht der weiße Tod. Es gibt nur ein paar solch schöne, breite, strahlend helle Straßen. Alle anderen sind matt erhellt, die meisten spärlich, und in den allermeisten wohnt die dumpfe, dunkle, tiefe Not. Der weiße Tod geht in die schmalen Gassen, wo die Not wohnt, wo das Herz des Arbeitsvolkes schlägt. Wie ein riesenhaftes Gespenst fällt sein Schatten an die Häuserwände, die nur Gram und Kummer und daraus geboren Verzweiflung und daraus geboren Verbrechen bergen. Hier wohnen die, denen das einzige, das ihnen zur Erhaltung ihres Lebens blieb, entzogen ward: die Arbeit. Wer weiß, was es heißt: arbeitslos? Die wenigsten der zufriedenen Bürger, die stets aus ihrer Zufriedenheit heraus etwas zum Nörgeln haben müssen, kennen die Bedeutung des furchtbaren Wortes: arbeitslos! Eigene Schuld? Ja, eigene Schuld! Aber woraus entstand wieder die eigene Schuld? Aus den furchtbaren Zuständen, in denen diese Menschen manchmal verdammt sind zu leben. Nicht jeder wird in sorgsam vorbereiteter Wiege geboren, in weiß umhüllten Kissen, rosa bebändert und spitzengeschmückt. Nur zu oft liegen die Kinder der Armen in Lumpen, bleiben in Lumpen gehüllt ihr Leben lang, werden Lumpen und wissen es nicht besser.

Der weiße Tod geht durch die Gassen der Armen. Da weiß er, daß sein Feind, das Feuer, nicht ist. Hohnlächelnd sieht er durch die Fenster, die sein eisiger Atem mit Eisblumen bemalt. Er sieht Kinder, mit armseligen Fetzen bedeckt, sich die mageren blauen Hände reiben. Ein wenig Wärme ist ihr einziger Gedanke, ein wenig Wärme. Er sieht kranke Frauen, die sich vor Kälte in die elenden Betten verkriechen, vor Kälte, Schmerz und Gram. Die große Not herrscht, Krankheit, Hunger. Hier ist er ein Erlöser, der weiße Tod, von des Lebens schwerer Bitternis.

Der weiße Tod geht nächtlich übers Land. Funkelnde goldkalte Sterne zu seinen Häupten, zu seinen Füßen der singende Schnee. Der Mond wirft bläßliches Licht auf seinen Weg. Totenlicht. Ein schönes herzloses Licht, wie tausend blasse Diamanten: das Totenlicht für die, die in dieser Nacht des weißen Todes Beute sind. Sorgenlos, erlöst schlafen sie nun im Arm des Todes, für die es auf Erden kein Glück, kein Ruhen gab.

Anna Jussen.

Die Welt hinter den Spiegelscheiben

Du gehst wie ein hoher Herr durch die Straßen, die Geschäfte stehen Spalier. Sie haben ausgewählten Schmuck angelegt, um dir zu gefallen. Sie nehmen gewissermaßen den Hut ab und grüßen dich: „Sieh mich an! Nur deinetwegen stehe ich da, sieh mich an!“ Und du, eben noch ein verachtetes, gehetztes Nichts, bist jetzt geehrt und begehrt, man schmeichelt dir, buhlt um deine Aufmerksamkeit — da bist zum Käufer avanciert.

Alle Objekte menschlichen Bedürfnisses, der Notwendigkeit und dem Vergnügen an Luxus entsprungen, bieten sich in den Auslagen der Geschäfte lockend deinen Augen dar. Von Oelsardinen bis zu Oelgemälden, von englischen Stoffen bis zu türkischem Tabak, von Nähmaschinen bis zu Ansichtskarten — ein Querschnitt durch unser Leben. Ein buntlackiertes Männchen mit komisch wackelndem Kopf weist mit einer einladenden Bewegung seines Armes auf blendend weiße Wäsche, die um ihn herum das Schaufenster füllt. Kleiderpuppen, angetan mit den „Letzten Neuheiten“, stehen in verzückter Grazie da und heben die rosigen Hände zu einer delikaten Geste. Ein Friseur stellt neben die an leblosen Köpfen gezeigten Proben seiner Fertigkeit Photographien unserer Filmlieblinge. „Dem großen Bubikopfkünstler N. N. in dankbarer Erinnerung gewidmet“, steht liebenswürdig darübergeschrieben. Hier Spielzeug für die Kleinen: Puppen, Eisenbahnen, Bälle, Teddybären — Kinder drücken ihre Näschen an die Spiegelscheiben und ihre Augen leuchten sehnsüchtig. Daneben, ernst und düster, Grabsteine aus schwarzem und weißem Marmor. Und ihrer Traurigkeit spottend, funkelt im Nachbarladen kostbarer Schmuck, goldene Ringe und Ketten und von Brillanten glitzernde Krawattennadeln.

Hinter den Spiegelscheiben lockt eine Welt unerfüllter Wünsche, ein leuchtender Ring, der dein Leben umschließt.

Blumen, die in unseren Gärten und Wiesen nicht blühen, seltsam geformt, das Licht südlicher Sonne in ihren Farben tragend, nicken dir zu: „Kaufe uns! Wir sind Geschenke für sie! Kostbare Orchideen! Ihre Augen, die du so sehr liebst, werden leuchten! Kaufe uns für sie!“

Aber daneben, im Laden des Antiquitätenhändlers, auf goldgestickter, drachengeschmückter Decke, zwinkert ein kleiner chinesischer Gott herüber und verzieht den Mund zu einem breiten Grinsen: „Wertloses Grünzeug! Das welkt in wenigen Tagen — schade um das viele Geld! Aber ich! Jahrhunderte alt! Kauf' mich! — Wer kichert hier so unverschämt?“

Oh, er hat gute Ohren, dieser Gott, auf dessen entblößter Brust sich Grünspan angesetzt hat. Das Gekicher kommt aus dem Nachbarladen, dem Schuhgeschäft. „Hihihi!“ lachen die zierlichen Damenschuhe. „Wer kauft solch dumme Buddhas? Uns kauft jeder! Nur praktische Geschenke, sage ich Ihnen! In diesen schweren Zeiten darf man kein Geld hinauswerfen!“ Sie führen geradezu einen Tanz auf ihren durchsichtigen Glasständern aus. Die derberen Herrenschuhe machen sich über die Konkurrenz auf der anderen Straßenseite lustig. Diese Firma hatte — welche Unvorsichtigkeit! — eine große Tafel in das Schaufenster gehängt: „Der moderne Strapazschuh! Reißender Absatz!“ Wer kauft einen Strapazschuh mit reißendem Absatz?

Süßer ist die Lockung der Pralinees, Schokoladen und Torten, die kunstvoll und raffiniert geordnet sich um unsere Gunst bewerben. Und der sich an unseren Gaumen wendenden Köstlichkeit folgt die geistige: das letzte Buch, das Erfolg errang, umgeben von jenen Schriften, die sich erst darum bemühen.

Hier wählen? Nein, du kannst dich vor den wettstreitenden Schaufenstern nicht entscheiden; wenn du nicht den Wunsch vom Hause mitbringst, wirst du irre und sehnsüchtig ratlos vor den vielen Zielen deiner vielen Wünsche. Spöttelnd leuchtet dir eine Tafel entgegen: „Das Ziel aller Wünsche — das große Los!“ Darunter Lose, verführerisch ausgestellt, Unterpfänder der Hoffnung.

Auch im Schaufenster sieht man Fortschritt und Beharren. Der moderne Kaufmann kennt die wirksamsten Methoden der Kundenwerbung, er weiß, daß selbst der gewöhnlichste Gegenstand in der Auslage den Eindruck der Kostbarkeit erwecken muß, damit der angeschriebene Preis umso niedriger erscheint. Preisangaben sind immer von Vorteil, sie fördern den Kaufentschluß. Ihr Fehlen ruft den Eindruck der Unerschwinglichkeit hervor. „Ujeh, der traut sich gar nicht draufzuschreiben, was das kostet!“

Das Licht im Schaufenster darf nicht blenden, es soll verhüllt und dem Charakter der Ware angepaßt sein und eine bestimmte Stimmung schaffen. Der kluge Kaufmann sucht durch sein Schaufenster nicht nur Aufmerksamkeit zu erregen, sondern auch das Begehren der Vorübergehenden zu erwecken. Der Passant hat meist nicht die Absicht, zu kaufen, so muß er überlistet, seine Teilnahmslosigkeit, sein Widerstand überwunden werden. Da ist es schlecht, ein überfülltes Schaufenster zu zeigen, das mit allen Waren, die im Laden feilgeboten werden, vollgepfropft ist. Es ist schlecht, aus Taschentüchern Heldendenkmäler, Paläste und Raubtiere aufzubauen, weil das unsinnig ist. Das mag Aufsehen erregen, erweckt aber nicht den Wunsch, zu besitzen. Es ist schlecht, in hochtrabenden Phrasen seine Ware anzupreisen: „Niedrigste Preise! Erstklassige Ausführung! Das Beste vom Besten!“ Der Passant lacht darüber, denn auch die Konkurrenz bietet das „Beste vom Besten“ zu den „niedrigsten Preisen“.

Das Schaufenster soll keine Phrasen und phrasenhaften Anordnungen bringen. Es soll nur wenig enthalten, aber Charakteristisches in neuer, sinngemäßer Weise. Neue Ideen! Der Text soll Superlative und Verzückungen vermeiden und etwa lauten: „Der Blick, der Ihr Gesicht prüft, streift Ihren Hut. Weshalb verunstalten Sie Ihr Gesicht durch einen unmodernen Hut?“ Betrachte dich als Apostel einer neuen Weltanschauung, dann wirst du überzeugend wirken, Kaufmann!

Das ungefähr sagen die Reklamefachleute, und sie müssen es verstehen. Und wir gehen an den Schaufenstern vorüber mit dem stolzen Gefühl, das Ziel unzähliger, psychologisch genau vorbereiteter, reklametechnisch und künstlerisch vollkommener Angriffe zu sein und eine leere Brieftasche zu haben, an der jeder Ansturm zerschellt.

Ich war recht froh, mich nach der Fahrt durchs Geäst endlich im Talboden zu finden. Soweit es der schlechte Boden ermöglichte, schritt ich aus und trachtete, im Langlauf möglichst schnell das Blockhaus zu erreichen. Doch mußte ich mich etliche Male verschnaufen, bis ich in Schnee kam, der besser trug. Als ich mich dann umsah, waren die Wolken auseinandergerissen. Der Mond stand im Osten und sein bleiches Licht fiel — auf eine tausend Meter hohe Wand, auf die ich zugerannt war.

Ich war ins falsche Tal gekommen und mußte über den Sattel zurück. Als ich umkehrte, war jede Spur meiner Hölzer verschwunden. Hier unten konnte kein Schnee gefallen sein; der Boden war hartgefroren und glatt. Im oberen Teile des Kessels hatte ich doch noch Neuschnee gespürt! Dort mußte ich meine Spur wieder treffen. Obwohl ich ein tüchtiges Stück stieg, war es mir aber nicht möglich, mich zurechtzufinden.

Auch gewahrte ich, da das Tal nun ganz hell erleuchtet war, daß zwei Uebergänge nach Osten führten. Unsicher, ob ich auf dem rechten Wege sei, zog ich in der Schichtenlinie zum andern Sattel. Zwar entdeckte ich auch dort keine Spur meiner früheren Anwesenheit, aber ich war nun viel zu müde, um noch weitere Möglichkeiten zu erwägen. Mit halbverschlossenen Augen schleppte ich mich langsam aufwärts. Mit dem Steigen des Mondes kam selbst mein Schatten mir nach, überholte mich und lag dann auf meinen Hölzern, daß ich sie noch schwerer vorwärts brachte. Dem Zusammenbrechen nahe, langte ich auf der Paßhöhe an.

Das Land chronischer Revolutionen

Nikaraguas traurige Hauptstadt.

Der erste Eindruck ist niederschmetternd. Nur ein Land, das so wie Nikaragua Jahrzehnte hindurch von blutigen Bürgerkriegen zerfleischt wurde, kann ein ähnliches Bild der Verwahrlosung und des Rückschritts bieten. Nirgends in Mittelamerika ist die Entwicklung in gleichem Maße durch die Verblendung politischer Führer gehemmt worden. Nur Mexiko bietet als Nachbargebiet einige Vergleichsmaßstäbe. Im Landesinnern fristet die spärliche Bevölkerung notdürftig ihr Leben unter Bedingungen, die jede europäische Vorstellung von Armseligkeit in den Schatten stellen. Der fast völlige Mangel an Verkehrswegen bringt es mit sich, daß die einzelnen Landesteile untereinander nur in ganz loser Verbindung stehen. Dem Westen, der, nahe der pazifischen Küste, die größeren Städte beherbergt, fehlt so gut wie jede Fühlung mit den Ostprovinzen auf der karibischen Seite. Der rascheste Weg von Corinto nach Bluefields, eine Strecke, die jedes Passagierflugzeug in drei Stunden bequem zurücklegen kann, führt auf kleinen Dampfern, die in jedem Hafen Station machen, durch den Panamakanal, und diese umständliche Fahrt, in weitem Bogen um Nikaragua, Kostarika und Panama herum, dauert acht bis zehn Tage! Kein Wunder, daß die nikaraguensischen Weststädter sich Europa näher fühlen als ihrem eigenen Osten.

In zivilisatorischer Hinsicht allerdings ist der Abstand ganz Nikaraguas von Europa oder den Vereinigten Staaten himmelweit. Leon und Granada sind die alten Metropolen, die im kleinen aus Ueberlieferungen der spanischen Kolonialzeit schöpfen; verschlafene Kleinstädte, fern vom Geist der neuen Zeit. Weil keine von beiden der anderen die Vorteile einer Kapitale gönnte, wurde das Dorf Managua, das auf halbem Wege in ihrer Mitte liegt, als Kompromißhauptstadt erkoren. Einsteilen fehlt ihr noch so ziemlich jeder Zubehör seiner neuen Würde. In den letzten Monaten haben die Amerikaner dafür gesorgt, daß einige der engen Straßen zementiert würden; aber es hat noch gute Weile, bis der Schlamm in allen Gassen ausgetrocknet ist. Jetzt in der Regenzeit strömen oft ansehnliche Bäche über die Gehwege des Stadtzentrums. Das Hauptpostamt ist dann nur für solche Kunden erreichbar, die mit hohen Wasserstiefeln versehen oder mit Kletterkunststücken vertraut sind. Vor dem Regierungspalast holpern und stolpern urgroßväterliche Pferdekutschen über das schadhafte Pflaster und durch Pfützen von respektablen Dimensionen. Gegenüber steht ein Bretterhaus, das als Kathedrale dient, und daneben wird abends, bei kärglicher Beleuchtung, da die Stromstärke für die Glühbirnen nur zum Glimmen, nicht aber zum Leuchten ausreicht, ein Karussell mit Drehorgelmusik betrieben. Das andere Ende dieser Plaza, des Zentrums der Hauptstadt, flankieren ein Kino und das Klubhaus der „Sociedad", der guten Gesellschaft, die sich hier zu Tanztees und Sektbanketten vereinigt. Die Kakophonien, die sich bei gleichzeitiger Karussell-, Kino-, Tanzkapellen- und Stadtorchestermusik ergeben, sind ohrenzerreißend. Aber die Managuenser sind an allerhand gewöhnt und verrichten in scheinbar bester Laune ihren Abendbummel am Gestade des Sees.

Dennoch bleibt der Eindruck bestehen, daß ein Alp auf der Seele dieser Menschen lastet. Die meisten gehen bedrückt einher, und es ist, als hätten sie das Lachen verlernt. Keine Spur von der frohen Zuversicht ist hier zu finden, die Guatemala belebt, von dem Schafensgeist, der die Salvadorener erfüllt. Jeder Auftrieb fehlt, so als ob alle Mühe vergebens wäre. Das Gespenst des Bruderhasses haust in allen Hütten. Und im Landeswappen erstrahlt der Jakobinerhut in einem Glorienschein, gleichsam als Symbol der chronischen Revolution.

In Managua sind zwei Klubs die Sammelpunkte des gesellschaftlichen Lebens. Beide segeln sie unter der Flagge der Ueberparteilichkeit, aber der vorherrschende Einfluß in dem einen ist der der konservativen Partei, während in dem anderen liberale Elemente das Uebergewicht haben. Es gibt nur ein Für oder Wider; Mitgliedschaft in einem Klub bedeutet Ostrazismus im anderen. Dieser selbe Trennungsstrich spaltet das Leben des ganzen Volkes. Leon ist die Hochburg des Liberalismus, Granada die Feste der Konservativen, und die Fehde zwischen diesen beiden Städten ist nicht minder bitter, als es die Städtekriege im italienischen Mittelalter waren. Handelsrivalität ist äußerlich der Ursprung dieses Gegensatzes, aber seelisch reicht er zurück bis auf die Stammeseifersucht der indianischen Ureinwohner, der Mayas und der Azteken. Der Haß der Parteien wurde von Generation zu Generation überliefert.

Es stehen keine weltanschaulichen Ueberzeugungen, keine Schicksalsfragen der Nation auf dem Spiel. Mit den Begriffen „liberal" und „konservativ" läßt sich hier nicht im europäischen Sinne operieren, denn die demokratische Praxis ist bis zum heutigen Tage in Nikaragua unbekannt. Für die Liberalen gilt Rot, für die Konservativen Grün als Parteifarbe; aber Schwarz und Weiß, oder Veilchenblau und Buttergelb täten denselben Dienst. Bisher haben die Sieger, gleich welcher Couleur, ihre Macht stets rücksichtslos mißbraucht, mochten ihre Parteidoktrinen reaktionär oder fortschrittlich abgetönt sein. Der Drang zur Staatskrippe ist für beide Parteien das ausschlaggebende Motiv, und staatsphilosophische Erwägungen fallen für keine von ihnen entscheidend ins Gewicht.

Nicht viel weniger als drei Viertel der Bevölkerung sind Analphabeten, und etwa ebensoviele spanisch-indianische Mestizen. Eine Minderheit regiert, unter der Leitung von Führern, denen weniger das Wohl des Vaterlandes, als die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes am Herzen liegt, und das allgemeine Wahlrecht ist eine Fiktion. Faust- und Standrecht sind stets in der Geschichte dieses Landes die beliebtesten Wahlmittel gewesen. Darum trat der Staatsstreich an die Stelle des Wahlrechts, als die gewohnte Einrichtung gewissenmaßen, als das einzige praktische Kampfmittel derer, die nicht am Ruder waren. Revolution in Permanenz war die Folge, und das Volk seufzte unter der Geißel des Bürgerkrieges, der jeden Fortschritt unterband.

Wäre Nikaragua eine Robinson-Insel, ein Eskimoland, dessen Wohl und Wehe für die Großmächte der Welt nicht erheblich ist, so hätten die Nikaraguenser wohl nach eigenem Belieben in Bruderzwist und Selbstzerfleischung fortfahren können. Aber seine geographische Lage ist Nikaraguas Schicksal. Es liegt im Schatten der nordamerikanischen Einflußzone, und durch sein Gebiet verläuft die Linie eines interozeanischen Kanals, mit dessen Erbauung der Seeweg zwischen Neuyork und San Francisco um mehrere Tage abgekürzt werden könnte. Der Ausgangspunkt einer logischen Gedankenfolge ist damit gegeben, die unweigerlich zu einer aktiven amerikanischen Intervention in Nikaragua führen mußte. Die Vormachtstellung der Vereinigten Staaten in der westlichen Hemisphäre — und damit ihr weltpolitisches Prestige schlechthin — würde nachhaltig beeinträchtig werden, falls es einer anderen Nation gelänge, einen Anspruch auf den geplanten Kanal erfolgreich durchzusetzen, denn die Wirksamkeit der Monroe-Doktrin, dieses unerschütterlichen Postulats der Washingtoner Politik, wäre durch jeden solchen Vorstoß in Frage gestellt, und zugleich der Lebensnerv des amerikanischen Verteidigungssystems, das im Panamakanal wurzelt, empfindlich getroffen. Die Monroe-Doktrin war niemals dahin zu verstehen, daß sie den Vorwand für imperialistische Abenteuer und im besonderen für eine territoriale Expansion der Vereinigten Staaten liefern sollte. Sie ist auch im Falle Nikaraguas nicht in diesem Sinne umgedeutet worden.

Vor zwanzig Jahren hatten die Vereinigten Staaten erstmals in Nikaragua interveniert. Die Brutalität der Diktatur des liberalen Präsidenten Zelaya, seine Mißachtung internationaler Verträge und die Erschießung zweier amerikanischer Bürger, die sich an einem Aufstand gegen seine Regierung beteiligt hatten, wurden von dem damaligen Staatssekretär Knox als Begründung angeführt. Aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß Zelayas Liebeswerben um Japan und seine Absicht, japanische Pläne zur Erbauung des Nikaragua-Kanals zu fördern, um auf diese Weise ein Gegengewicht gegen den nordamerikanischen Einfluß zu schaffen, den entscheidenden Grund für das entscheidende Vorgehen Washingtons abgegeben hatten. Es bot sich mir Gelegenheit, den gegenwärtigen Präsidenten Diaz, eine Persönlichkeit von großem Weitblick und staatsmännischer Klugheit, um seine Meinung über diese Zusammenhänge zu befragen, und er wies mich darauf hin, daß nicht nur Japan, sondern auch Deutschland mit den Gedanken geliebäugelt habe, den Vereinigten Staaten bei der Durchführung dieses wichtigen Projekts um einige Nasenlängen zuvorzukommen. Der damalige deutsche Geschäftsträger in Kostarika und jetzige Gesandte z. D. Wilhelm Erythropel habe kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges bei ihm vorgesprochen und im Auftrage des deutschen Gesandten in Guatemala, von Buch, erklärt, der Kaiser sei gewillt, ohne weitere Verzögerung einen Vertrag mit Nikaragua abzuschließen, durch den Deutschland sich verpflichten würde, sofort mit dem Bau des Nikaragua-Kanals zu beginnen. Sofern der Präsident zustimme, habe der Gesandte in Guatemala Auftrag, den Vertrag im Namen des Kaisers alsbald zu unterzeichnen. Da kurz zuvor der Kanalvertrag mit der amerikanischen Regierung zustandegekommen war, der den Vereinigten Staaten die Option auf den Kanal sowie eine Flottenbasis im Fonseca-Golf gegen Zahlung eines Barbetrages von drei Millionen Dollars sicherte, mußte der Präsident dem deutschen Geschäftsträger einen abschlägigen Bescheid erteilen.

Die inneren nikaraguanischen Ereignisse sind nur von sekundärer Bedeutung. Auch bei der erneuten amerikanischen Intervention vor zwei Jahren, die durch den Staatsstreich des konservativen Generals Chamorro und die darauffolgende Gegenrevolution verursacht wurde, fiel die Einmischung Mexikos zugunsten der liberalen Protestregierung des Dr. Sacasa stärker ins Gewicht als alle anderen Erwägungen. Der Tatbestand amerikafeindlicher mexikanischer Aktivität genügte, um Washington eine Entscheidung an Ort und Stelle als wünschenswert erscheinen zu lassen. Die Kraftprobe endete mit Mexikos Niederlage. Die Rebellen wurden durch Coolidges Sondergesandten entwaffnet, und der Wahlfeldzug in Nikaragua begann unter amerikanischer Aufsicht.

Diese letzte Revolution hat das Land an die 20 Millionen Dollars gekostet, und Schätzungen der Verluste an Menschenleben schwanken zwischen 1500 und 2000. Sie war ausgebrochen kurz nachdem der letzte Mann der amerikanischen Besatzung das Land verlassen hatte. Präsident Diaz selbst hatte 1911 die Amerikaner gerufen, weil er der häuslichen Wirren nicht Herr zu werden vermochte, und solange diese fremden Truppen auf nikaraguensischen Boden standen, herrschte Friede. Der Bürgerkrieg begann von neuem, als sie das Land sich selbst überließen. Und heute stehen die Führer beider Parteien nicht an, die amerikanische Kontrolle als die einzige Gewähr einer freien und unbeeinflußten Wahl anzuerkennen. Ich sprach mit General Moncada, dem liberalen Präsidentschaftskandidaten, mit General Chamorro, dem Führer der Konservativen, mit aktiven Politikern der verschiedensten Stände, in der Hauptstadt, in Leon, in Granada, in Ocotal und anderen Orten, und alle erkannten die fremde Aufsicht, so sehr sie sie als Armutszeugnis für Nikaragua empfinden, als unerläßlich an.

Die Zaungäste, die sich aus der Ferne ein Urteil bilden, wollen es nicht wahr haben, daß die von Nikaragua selbst stets ausdrücklich erbetene amerikanische Hilfe dem nikaraguensischen Volke zum Besten dient. Es ist von der Vergewaltigung der Hoheitsrechte eines kleinen, hilflosen Landes durch machthüsterne, gewissenlose Finanzmänner die Rede, und das Phantasiegebilde eines vermeintlichen Imperialismus wird in düsteren Farben ausgemalt. Die nackten Tatsachen sind nicht romantisch genug, um diesen Propagandalärm wohlmeinender, aber schlecht unterrichteter Kritiker zu übertönen. Aber sie sollten bei einer nüchternen Prüfung der Zusammenhänge doch nicht ganz aus den Augen verloren werden. Seit 1924 hat Nikaragua seine sämtlichen pekuniären Verpflichtungen an „Wall Street" getilgt. Nicht einen Cent schuldet es mehr den Bankiers, seit vier Jahren schon keinen Cent mehr! Und die Eisenbahnen sowohl als die Staatsbank sind unbestrittener Besitz Nikaraguas, befinden sich allerdings, auf dringliches Ersuchen der Regierung selbst, auch heute noch unter amerikanischer Leitung. Daß vereinzelt Uebergriffe ausländischer Firmen vorgekommen sind und jetzt noch vorkommen, ist nicht zu bestreiten. Aber in solchen Fällen hat das Staatsdepartement, das in dem ebenso üblen wie unverdienten Ansehen der „Dollardiplomatie" steht, sofern begründete Beschwerden gegen amerikanische Bürger vorlagen, stets seinen ganzen Einfluß zum Schutz der nikaraguensischen Interessen eingesetzt. Frühere Anleihen für Nikaragua sind unter Bedingungen zustande gekommen, die leicht Angriffsflächen boten. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß außerordentliche Garantien im Hinblick auf die verworrene innere Lage unerläßlich scheinen mußten. Wären Nikaraguas Vulkane transportabel, hat ein Spötter einmal bemerkt, so wären sie längst schon ans Ausland verkauft!

Wie aber, lautet der bekannte Einwand, wenn die primitiven Zustände, mit denen die Nikaraguenser sich bislang abgefunden haben, nach ihrem Geschmack sind? „Ein unpraktisches Volk hat das unbestreitbare Recht, weiterhin unpraktisch zu sein, falls es sich dabei wohlfühlt", schrieb vor kurzem ein argentinischer Beobachter. Aber die Nikaraguenser bekunden durchaus keine Neigung, weiterhin „unpraktisch" zu sein. In ihrer überwiegenden Mehrheit erkennen sie die Notwendigkeit der amerikanischen Intervention an, und sie rechnen mit ihr als dem gegebenen und unvermeidlichen Tatbestand als dem geringeren Uebel im Vergleich zu permanentem Bürgerkrieg. „Unser Land", erklärte mir der liberale Präsidentschaftskandidat, General Moncada, „ist in seiner ganzen Entwicklung noch sehr im Rückstande; wir müssen Realpolitik treiben." Der einzige, der diese Konsequenz noch nicht gezogen hat, ist Sandino mit seinem Häuflein Unentwegter.

In Appenzell
gehen Männer mit Masken, die das alte und das neue Jahr darstellen, von Haus zu Haus.

Schneeflocken-Feuilleton

Von Bernhard Grason.

Die Kinder wurden von der „Spielschultante" auf die Straße geführt und unter Ermahnungen auf dem Marktplatz entlassen.

Sie zerstreuten sich von da ab in Gruppen, nach den verschiedenen Seiten hin, wo sie in die Wohnungen der Eltern kamen. Und sie hielten sich gar nicht an die Ermahnungen der „Tante", liefen wie Hasen über den gelben Schnee, blieben lachend stehen, um gleich darauf durch die wimmelnden Schneeflocken weiter zu laufen . . .

Eine Kindergruppe, sagen wir: aus sechs süßen Babyköpfchen bestehend, hatte den Weg nach der Flüchtlingssiedlung „Bunter Hof" zu machen, die in der östlichen Vorstadt lag. Das waren Kleinbürger- und Proletarierkinder, mit den schönen Namen: Ruth, Lotte, Mariechen, Günter, Rudi und Kurt, zugleich miteinander alle befreundet und befeindet.

Ihr nächster Weg war eine lange Verkehrsstraße mit vielen hochstöckigen Häusern, mit Litfaßsäulen und Plakattafeln und nicht zu vergessen: die schönen bunten Schaufenster, wie sie die neue Vorstadt zeigte.

Auf dem Trottoir lag der weiche Dezemberschnee, schon ein wenig hoch, aber noch fielen weitere seidenweiche, große und kühle Schneeflocken in die lange Straße hinein und machten ihre Häuser fast unsichtbar. Dann und wann war in dem Schneeflockenwirrwarr ein erleuchtetes Reklameschild zu erkennen oder das große Zifferblatt einer Straßenuhr schimmerte durch.

Es war Mittagszeit, und nicht gerade viel Passanten auf der Straße. Die Kinder liefen lustig schreiend das Trottoir hinab, aufgeregt gemacht durch die fallenden Schneeflocken, die sie kühl und weich ins Gesicht trafen. Bunt lackierte Autos sausten, mit dicken Herren und fein angezogenen Damen als Insassen, vorüber.

Das war die Straße, die die Kinder nicht sahen, denn ihre Augen hafteten an den beleuchteten Dekorationen der Schaufenster, an denen sie vorüberkamen. Ein derber, bunt angezogener Weihnachtsmann, einen verschwenderisch gefüllten Sack auf den Schultern, stand einmal darin. Er gefiel den Babys sehr gut. Nachher beschäftigten die Kinder noch in einem andern Fenster drei alte Frauen und ebensoviel alte Männer, die um einen Tisch saßen, auf dem ein elektr.-brennender Weihnachtsbaum aufgestellt war. Soviel alte verhungerte Frauen und Männer, stillsitzend an einem leeren, weißgedeckten Tisch, das war unglaubwürdig, war ein Dreck wahr — wie alle übrigen Kinder war Günter Ludwig erst fünf Jahre alt, und protestierte dagegen.

Weiter liefen die Kinder, vorbei an einem Dominium, das auf einer Böschung stand. Sie waren lustig, übermütig, jedes von ihnen richtiggehend ein kleines proletarisches Ungetüm. Für gewöhnlich drang, um die Mittagszeit, durch die Fenster der Dominiumställe ein schreckliches Gebrüll. Das von den hungrigen Kühen kam. Den Kühen tut der Hunger schrecklich weh! dachten die Kinder, so oft sie das hörten. Und sich plötzlich dessen erinnernd, blieben sie auch heute gleich stehen und horchten zu den Ställen hinauf. Aber man hörte nicht. Dafür lag der Schnee auf der Böschung dick und lockte wie Schlagsahne. Und da vergaßen die Kinder die hungrigen Kühe, dachten auch nicht an die Kälte und griffen mit ihren kleinen Fingern in den flockigen Schnee hinein. Sprangen dann vorwärts die Böschung entlang, in den Schnee, schrien lustig, indes ihre kleinen Finger sich immer röter färbten und in einem linden Feuer brannten.

Ende der Böschung begann der starke Günter einen Schneemann. In welch ein seltenes Land waren die Kinder jetzt hineingekommen? Dieser Günter Ludwig, dessen Vater Kriegsverletzter war und in der städtischen Gärtnerei arbeitete, die Lotte Proske, die das Töchterchen eines mordsmäßig schuftenden Grubenhäuers war, der Rudi Brecht, dessen Vater im Bierhaus Geige spielte . . . usw., alle, alle, weil sie Proletarierkinder waren. Sie arbeiteten an dem Schneemann mit und sangen: „Ein Schneemann — ja — ein — Snee—ma—an" . . .

Dabei taten sie bereits so, als wäre der Schneemann schon fertig. Lotte suchte Kohlestückchen, die als Augen und Zähne benutzt werden sollten. Große, schwarze Augen sollte er haben, ein wenig traurig, wie ihre Mutti sie hatte. Die Zähne sollten stark und groß sein. Papa hatte solche Zähne, wenn er, von der Arbeit ausgeruht und nicht böse war, und lachte . . . Der Schneemann würde ein liebes Schnäuzchen bekommen. Etwa so wie ein kleiner Neger. Vorigen Winter hatten die Kinder einen großen Schneemann im Hofe aufgebaut. Dieser hatte ein liebes Schnäuzchen. Der Hund des Kaufmanns Krah hatte ebenso ein liebes Schnäuzchen, er hieß Strupp.

Hin und wieder sahen die Kinder träumerisch den wirbligen Schneeflocken nach. Sie wären am liebsten einer Schneeflocke aufgesessen, dann von einer auf die andere, immer und immer, bis sie zu ihrem Haus geflogen kämen. Auch dachten sie an die Spielschule, an den Nikel, den sie dort gesehen hatten, und es fiel ihnen auch Weihnachten ein, von dem sie bereits jede Nacht träumten, und von dem sie ein Viel-zu-essen-kriegen erwarteten.

Einige Passanten gingen auf der Straße vorüber, und sahen neugierig zu den lustigen Kindern hin. Autos hupten und sausten vorbei. Mit dicken Herren und fein angezogenen Damen darin. Das war das Straßenbild von den fortgesetzten Verhältnissen nach unserer Novemberrevolution.

O nicht alles ist im Leben so, daß man es vollbringen kann. Warum sollten Kinder eine Ausnahme bilden? Nämlich, indes sie bemüht waren, den Schneemann fertig zu machen, fiel dessen obere Hälfte plötzlich herab und zerbrach.

Günther brüllte vor Wut und Mariechen weinte, als quälte sie plötzlich der Hunger. Die kleine, grünverschalte Lotte dachte vorhin, sie wäre schon zu Haus. Ihre Mutti stand vor ihr, traurig und weinend. Sie hatte mit Spiritus begossene Kleider und hielt Streichhölzer in den Händen. Als Günther vor Wut aufbrüllte, erschrak sie, wandte sich sofort um und lief mit großer Angst nach Haus. Weiter fielen seidenweiche, große und kühle Schneeflocken in die Straße hinein und machten die Erde unsichtbar.

Tarnowitz und Umgebung

* **Banditenpech.** Auf der Lublinitzer Straße überfielen zwei gut bewaffnete Banditen einen Kaufmann und dessen Ehefrau gerade in dem Augenblick, als sie ihren Laden verlassen hatten, in der Annahme, daß die beiden die Tageseinnahme mit sich führen werden. Lange Gesichter machten die Banditen aber, als sie feststellen mußten, daß die Geldkassette, welche die Kaufmannsfrau in der Hand hielt, nichts anderes als Zeitungen enthielt. Banditenpech!

Republik Polen

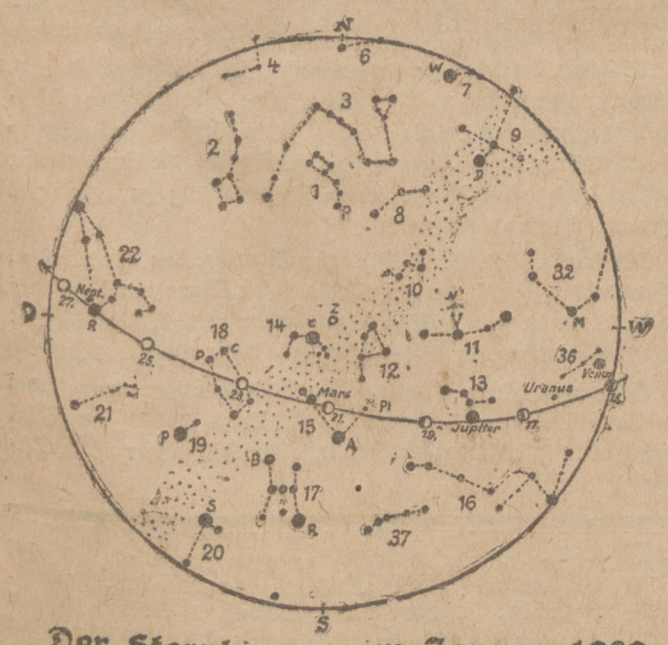
Ein Lehrer schießt auf seine Schüler.

Vor wenigen Tagen ereignete sich in der Volksschule Nr. 42 in Lodz in der Zlotastraße ein wohl beispiellos dastehender Fall, dessen vollständige Aufklärung bis jetzt noch nicht vorliegt. An einem Tage kurz vor den Feiertagen, als die Schulkinder nach beendetem Unterricht wie gewöhnlich die Schulräume verließen, versammelten sie sich vor einem Fenster im Erdgeschoß und schauten neugierig in dasselbe hinein. Gegenstand ihrer Neugierde bildete der Handarbeitenlehrer Adam Szczypiorski, der das genannte Erdgeschoß bewohnt und in einem Buch mit Illustrationen blätterte. Der Lehrer forderte die Kinder auf, sich vom Fenster zu entfernen, welcher Aufforderung diese jedoch nicht sofort Folge leisteten, sondern den Lehrer noch ausgelacht haben sollen. Den Angaben der Schulkinder zufolge, soll der Lehrer plötzlich einen Revolver hervorgezogen und auf die am Fenster stehenden Kinder einen Schuß abgefeuert haben. Dem Fenster am nächsten stand der siebenjährige Schüler der 1. Abteilung Jan Drapacz (Myslinska Nr. 29). Er wurde zwar von der Kugel nicht getroffen, allein die geringe Entfernung, aus der der Schuß abgegeben wurde, bewirkte, daß sein Gesicht von der Flamme verbrannt und ein Auge beschädigt wurde. Das Blut trat hervor. Eine Panik brach unter den Schulkindern aus. Der Junge wurde ohnmächtig, so daß die Rettungsbereitschaft herbeigerufen werden mußte. Der verwundete Knabe wurde nach Hause geschafft. Von dem Unglück in Kenntnis gesetzt, eilte der Vater des Jungen, der Ziegeleiarbeiter Peter Drapacz, nach der Schule und verlangte, vor dem Schulleiter vorgelassen zu werden. Als er vor demselben in großer Erregung seiner Entrüstung über den Fall Ausdruck geben wollte, wurde er von dem Schulleiter abgewiesen. Nur das Eingreifen umstehender Personen verhinderte eine ernstere Auseinandersetzung.

Das von dem Zwischenfall benachrichtigte 12. Polizeikommissariat leitete sogleich eine strenge Untersuchung ein. Während des Verhörs erklärte der Lehrer Szczypiorski, keinen Revolver zu besitzen und infolgedessen den Schuß auf die Schulkinder nicht abgegeben zu haben. Eine in der Wohnung des Lehrers vorgenommene Revision hatte kein Ergebnis, da tatsächlich keine Waffe vorgefunden wurde. Demgegenüber erklärten die Schulkinder, daß der Schuß tatsächlich gefallen sei.

In den Kreisen der Lehrerschaft war Szczypiorski als sehr nervös und erregbar bekannt. Streit mit den Arbeitsgenossen soll keine Seltenheit gewesen sein, so daß sich Szczypiorski keiner besonderen Beliebtheit bei seinen Kollegen erfreute. Die ganze Angelegenheit wurde bereits den Gerichtsbehörden zur weiteren Untersuchung überwiesen.

Der verwundete Jan Drapacz liegt schwerkrank zu Hause. Er wird die genannte Schule nicht mehr besuchen.



Der Sternhimmel im Januar 1929

Die Sternkarte ist für den 1. Januar, abends 10 Uhr, 15. Januar abends 9 Uhr, und 31. Januar abends 8 Uhr für Berlin — also für eine Polhöhe von 52½ Grad — berechnet.

Die Sternbilder sind durch punktierte Linien verbunden und mit einer Nummer versehen. Die Buchstaben sind Abkürzungen für die Eigennamen der hellen Sterne. Die Stellungen des Mondes sind von zwei zu zwei Tagen eingetragen. Das Datum steht unterhalb des Mondbildes und die Pfeillinie zeigt die Richtung der Mondbahn an.

1. Kl. Bär, P = Polarstern, 2. Gr. Bär, 3. Drache, 4. Bootes, 6. Herkules, 7. Leier W = Wega, 8. Cepheus, 9. Schwan D = Deneb, 10. Cassiopeja, 11. Andromeda, N = Nebel, 12. Perseus, 13. Widder, 14. Fuhrmann C = Capella, 15. Stier A = Aldebaran, Pl = Plejaden, 16. Walfisch, 17. Orion B = Beteigeuze, R = Rigel, 18. Zwillinge, P = Pollux C = Castor, 19. Kl. Hund P = Prokyon, 20. Gr. Hund S = Sirius, 21. Wasserschlange, 22. Löwe R = Regulus, 32. Pegasus M = Markab, 36. Fische, 37. Eridanus.

Planeten: Jupiter, Mars, Uranus, Neptun (Venus in den letzten Tagen des Monats).

Mond: Vom 15. bis 27. Januar.

Z = Zenit.

Bei Menschen, die niedergeschlagen, abgespannt, zur Arbeit unfähig sind, bewirkt das natürliche „Franz-Josef"-Bitterwasser freies Kreisen des Blutes und erhöht das Denk- und Arbeitsvermögen. Führende Kliniker bezeugen, daß das **Franz-Josef-Wasser** auch für geistige Arbeiter, Nervenschwache und Frauen ein Darmöffnungsmittel von hervorragender Wirkung ist. **Zu haben in Apotheken und Drogerien.**

Neujahrsgedanken eines Angestellten

Von S. Gorny, Gewerkschaftssekretär.

Den Jahreswechsel benutzt man traditionell schon auf allen Gebieten dazu, eine gewisse Bilanz zu ziehen, Rechenschaft abzulegen über Geschaffenes oder Versäumtes und Perspektiven zu werfen auf kommende Dinge. Ich will daher mit meinen Neujahrsgedanken Aehnliches versuchen und ein gewerkschaftliches Fazit über unsere Gewinne und Verluste ziehen.

Die Gewinnseite unserer Bilanz sieht gegenüber den Mißerfolgen außerordentlich bescheiden aus. Wir waren nur in der Lage, vermöge der noch vorhandenen Kräfte die von verschiedenen Seiten unternommenen Angriffe auf unsere sozialen Errungenschaften abzuwehren. Es gelang den Angestelltengewerkschaften ferner auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung einige Erfolge zu erzielen. Trotz größtem Widerstand und bedeutenden Schwierigkeiten konnten die Aktionen der Gewerkschaften auf Erhöhung der Gehälter in fast allen Branchen mehrfach Erfolge erzielen. Doch diese Erfolge bleiben weiter hinter dem zurück, was wir uns als Ziel gesetzt haben. Wir müssen das klar und deutlich ohne jede Selbsttäuschung aussprechen, da Selbstbetrug mir außerordentlich gefährlich erscheint. Die Ursachen der Mißerfolge liegen in der kolossalen Zersplitterung der oberschlesischen Angestelltenbewegung. Mögen die Anstrengungen der einzelnen Gewerkschaften noch so groß sein, sie werden durch die Vielheit und Verschiedenheit ihrer Wege zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Der einheitliche Wille nur kann Großes schaffen.

Einen großen Schaden fügt den Gewerkschaften die in weiten Kreisen der oberschlesischen Angestelltenschaft verbreitete Interesselosigkeit gewerkschaftlichen Fragen gegenüber zu. Nicht oft genug kann das betont und unterstrichen werden. Die Tatsache der wenigen gewerkschaftlichen Erfolge in den vergangenen Jahren soll den Angestellten endlich die Augen öffnen. Sie müssen zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein Einzelner in dem heutigen Wirtschaftsgefüge nichts bedeutet und nichts auszurichten vermag. Aus diesem Grunde ist überall, auch bei den Arbeitgebern, der Wille zur Konzentration und zum Zusammenschluß vorhanden. Die gewerkschaftlichen Organisationen haben noch immense Arbeit zu leisten. Große Dinge harren ihrer. Genau so wie in Deutschland und in anderen europäischen Ländern wird auch bei uns der Kampf um die Demokratisierung der Wirtschaft geführt werden müssen. Wir werden diese Aufgaben nur dann bewältigen können, wenn sich die Angestellten restlos organisieren.

In dem Augenblick, wo Konzentration und Zusammenschluß unbedingtes Erfordernis ist, wird von einer bestimmten politischen Seite Unruhe und Verwirrung in die Massen der Arbeiter und auch der Angestellten getragen. Man hat in den letzten Tagen einen Spaltpilz in die Gewerkschaftsbewegung geworfen und ähnlich, wie in Warschau und in den größeren Städten Polens eine General-Föderation der Arbeit auch in Kattowitz gegründet. Statt aufzubauen und eine Einheit zu schaffen, versucht man die bisherigen Arbeiter- und Angestellten-Gewerkschaften zu zerschlagen. Wir werden noch Gelegenheit finden, uns mit diesem neuen Monstrum von gewerkschaftlicher Organisation des Näheren zu befassen. Ein aufrichtiger Menschenfreund, dem die Sache der Arbeitnehmerschaft vor allem am Herzen liegt, kann diese Zersetzungsarbeit nur bedauern und nicht laut genug vor diesen scheinheiligen Propheten, die absolut keinen blassen Dunst von Gewerkschaftsorganisationen haben, warnen. Der Kampf dieser neuen Arbeits-Föderation, die sogar dem Syndikalismus huldigt, soll speziell den deutschen Organisationen gelten. Der radikale Syndikalismus soll doch nur ein Köder sein, mit welchem die Arbeitermassen angelockt werden sollen. Aber wir wissen, von wo der Wind weht. Diese neue sogenannte gewerkschaftliche Organisation ist nichts anderes als ein Schädling der Arbeitnehmerinteressen. Deshalb müssen auch die Angestellten diese Auch-Gewerkschaft bekämpfen.

Jeder, der aufrichtig einen Fortschritt der gewerkschaftlichen Bewegung in Oberschlesien herbeiwünscht, muß gerade den Jahreswechsel dazu benutzen, über die Dinge der Konzentration der Kraft und des Kampfes gegen Schädlinge gründlich nachzudenken. Wir werden im neuen Jahre bestimmt größere Erfolge erzielen, wenn die Angestelltenschaft ihre gegenwärtige Lage erkennt und die weitesten Konsequenzen daraus zieht.

Ueber die Schaffung einer großen Einheits-Organisation der Angestellten ist in Oberschlesien schon viel geschrieben und diskutiert worden. In den breiten Massen hat diese Idee immer Anhänger gefunden; doch scheint man an den maßgeblichen Stellen vor dem zweifellos bedeutenden Werk zurückzuschrecken. Ich verkenne absolut nicht die Schwierigkeiten, die in der Verschiedenheit der Weltanschauungen, politischen und nationalen Rücksichten und Einstellungen liegen. Man hat aber scheinbar nicht ernstlich diese Fragen erwogen, da doch gegenüber dem großen Werk alle trennenden Momente unwesentlich erscheinen müßten und dürften. Trotz Verschiedenheit der Anschauungen sind die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Angestellten abgesehen von kleinen individuellen Abweichungen doch zweifellos dieselben. Und darauf kommt es meines Erachtens hier am meisten an.

Vielleicht wird dieses Ideal baldige Wirklichkeit, vielleicht kann es bis zur Verwirklichung noch Jahre dauern. Doch die Idee bleibt! Sie wird aber schon jetzt die Idealisten veranlassen, für die weiteste Verbreitung der gewerkschaftlichen Idee unter den oberschlesischen Angestellten aller Wirtschaftsgebiete zu sorgen. Die Verwirklichung dieser Gedanken möge mein aufrichtigster Neujahrswunsch sein!

Folgen der unzulänglichen Waggongestellung

Daß die polnische Eisenbahn viel zu wünschen übrig läßt, geht daraus hervor, daß sie nicht in der Lage ist, die erforderliche Anzahl der Kohlenwagen den schlesischen Gruben zur Verfügung zu stellen. Der Waggonmangel erlaubt nicht den Kohlengruben, die Konjunktur auszunützen. Sollte die Produktion glatt von der Hand abtransportiert werden, so müßte die Bahnverwaltung den schlesischen Gruben täglich gegen 14.000 Kohlenwagen zur Verfügung stellen. In den Monaten Oktober, November und zum Teil noch im Dezember hat die Bahnverwaltung durchschnittlich täglich nur 8000 Waggons den Kohlengruben zur Verfügung gestellt. Das sind also 66 Prozent der notwendigen Kohlentransportmittel. In der zweiten Hälfte des Dezember ist zwar eine kleine Besserung eingetreten, da die Rüben- und Kartoffeltransporte beendet wurden. Gegenwärtig kann die polnische Eisenbahn ungefähr 10.000 Kohlenwagen täglich zur Verfügung stellen, das sind ungefähr 83 Prozent des Bedarfes. Bis jetzt haben die Kohlengruben von der erhöhten Waggonstellung noch keinen Gebrauch machen können, weil inzwischen die Kälte einsetzte, die die normale Waggonbestellung wesentlich behinderte. Der Frost hat in dem Zugverkehr arge Verwirrungen verursacht, da selbst die Schnellzüge mit einer mehrstündigen Verspätung verkehrten und viele Güterzüge ganz ausgeblieben sind. Aber selbst abgesehen von den Witterungsverhältnissen ist die polnische Eisenbahn infolge Waggonmangel nicht in der Lage, den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Gegen den Waggonmangel wird allgemein schon seit vielen Jahren geklagt, ohne daß die Bahnverwaltung hier eine Abhilfe geschaffen hat. Während des englischen Kohlenstreiks konnte die Bahn kaum die Hälfte der bestellten Waggons stellen, obwohl sie damals viele tausend Kohlenwaggons von Deutschland und Belgien ausgeliehen hat. Die Entwicklung der Kohlenindustrie wird durch dieses Uebel stark gehindert, was wiederum auf die Arbeiter überwälzt wird.

Auf einer Anzahl von Gruben in Polnisch-Oberschlesien werden infolge Waggonmangels Feierschichten eingelegt. Auf der „Schlesiengrube" ist man auf den Einfall gekommen, anstatt volle, nur dreiviertel Schichten einzuführen, was eine große Erbitterung unter der Arbeiterschaft hervorgerufen hat. Insbesondere trifft das bei den Arbeitern zu, die keine Akkordarbeit ausführen, denn sie erhalten für die Schicht nur dreiviertel des üblichen Lohnes. Die Arbeiter von der Schlesiengrube haben Delegationen an alle Behörden, die hier mitzureden haben, entsandt, und verlangen Abhilfe. Die „Polska Zachodnia", die gegenwärtig eine Sanacjagewerkschaft, die „Generalna Federacja Pracy" organisiert, nimmt sich der Arbeiter von der Schlesiengrube fürsorglich an und schiebt den Streitfall auf die nationalistische Bahn, indem sie sagt, daß das die deutschen Kapitalisten gegen die polnischen Arbeiter arrangiert haben. Die deutschen Kapitalisten sind genau so gut wie die polnischen Kapitalisten, und geht es um den Profit, dann sind sie Brüder und verfolgen dasselbe Ziel. Es ist daher ein Unsinn, einen sozialen Streit nationalistisch färben zu wollen. Jedenfalls müssen sich die Arbeiter hier zusammenschließen und ohne Rücksicht auf ihre nationale Richtung den Kampf gegen die Kürzung ihres ohnehin bescheidenen Einkommens abzuwehren, und das umso entschiedener, damit das Beispiel auf der Schlesiengrube keine Nachahmung findet. Niemand wird uns einreden können, daß die Kürzung der Arbeiterschichten auf der Schlesiengrube eine Erfindung der Verwaltung auf der Schlesiengrube ist. Dahinter steckt sicherlich der Verband der Kapitalisten unter Leitung des Herrn Tarnowski, der dieses neue System ausprobieren will. In kapitalistischen Kreisen verspricht man sich viel davon, weil man hofft, die Produktion dadurch den Transportmitteln anzupassen, sie noch durch Steigerung der Arbeitsleistung der Akkordarbeiter zu heben und andererseits an Arbeitslohn Ersparnisse zu erzielen. Wir wollen hier die Tatsache festhalten, daß die polnische Eisenbahn infolge unzulänglicher Waggongestellung Anlaß zur Kürzung der Arbeitsschichten auf der Schlesiengrube gegeben hat und die Arbeiter müssen ganz energisch verlangen, daß die Bahnverwaltung endlich der Waggonmisere begegne und für die Kohlenproduktion genügend Waggons stelle. Waggonmangel darf unter keinen Umständen ein Produktionshindernis bilden.

Deutsch-Oberschlesien

Forderungen der Metallarbeiterverbände für die oberschlesischen Eisenhütten.

Die Metallarbeiterverbände haben heute das Lohn- und Arbeitszeitabkommen für die oberschlesischen Eisenhütten gekündigt und nachstehende Forderungen eingereicht:

„Die Arbeitszeit beträgt in allen Betrieben ab 1. Februar 1929 8 Stunden pro Tag (48 Stunden in der Woche). Für evtl. Mehrarbeit wird ein Zuschlag von 25 Prozent bezahlt. Die Errechnung des Ueberstundenzuschlages erfolgt auf die jeweils täglich geleistete Arbeitszeit.

Die in der Lohntabelle vom 13. April unter I Zeitlohnarbeiter und II Akkordarbeiter für alle Altersklassen und Gruppen angegebenen Lohnsätze erhöhen sich um je 6 Pfg. Die Akkorde erhöhen sich im gleichen Verhältnis.

Die Lehrlinge erhalten: Im 1. Lehrjahr 12 Pfg., im 2. Lehrjahr 14 Pfg., im 3. Lehrjahr 17 Pfg., im 4. Lehrjahr 22 Pfg. pro Stunde.

Die neue Vereinbarung soll gelten bis zum 31. Januar 1930, erstmalig kündbar am 1. Januar 1930. Erfolgt eine Kündigung nicht, so läuft der Vertrag jeweils mit monatlicher Kündigungsmöglichkeit weiter."

Die Verhandlungen über diese Forderungen dürften im Laufe des Januar aufgenommen werden.

200-300 Zł
durch
Heimarbeit

verdienen alle auf uns. Strickmaschine **R k rd.** Fachkenntnisse nicht notwendig. Gebraucht wird nur ein Kapital v. 430 Zł. Rest auf Abzahlung.

Die hergestellten Waren von dieser Strickmaschine kaufen wir ab, zahlen für dessen Herstellung und liefern Garne.

Verlangen Sie nähere Informationen sowie Urteile unserer Mitarbeiter.

REKORD, Cieszyn, Trzech Braci 6

Die Vertretung der Firma hat die Frau Anna Artymkowa, Król. Huta, Piastowska 21

Guttentag. (Im Scherz erschossen.) Anläßlich eines Tanzvergnügens im Gasthause S. in Goslawitz hielten sich der Maurergehilfe Josef G. von hier und einige andere Personen, unter ihnen die 22jährige jungverheiratete Frau Marie Zajonz aus Glowtschütz in der Küche des Gastwirts S. auf. Der junge Mann G. nahm ein Jagdgewehr, das an der Wand hing herunter, sagte im Scherz zur jungen Frau: „Soll ich Sie erschießen?" und hielt das Gewehr mit dem Lauf gegen sie gerichtet. Plötzlich entlud sich die Waffe und die Schrotladung ging der Bedauernswerten ins Gesicht und ihre obere Kopfhälfte wurde völlig aufgerissen. Das Unglück hatte eine große Erregung unter den Tanzteilnehmern hervorgerufen. Das Vergnügen wurde sofort abgebrochen. Dr. Roczek in Guttentag, der telephonisch herbeigerufen wurde, ordnete die sofortige Ueberführung ins Krankenhaus an. Dort ist die Bedauernswerte in der darauffolgenden Nacht den schweren Verletzungen erlegen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Der unglückliche Schütze hat sich noch am späten Abend in Guttentag selbst der Polizei gestellt; er wurde aber am nächsten Tage (Donnerstag) vom Amtsgericht Guttentag, dem er vorgeführt worden ist, wieder auf freien Fuß gesetzt, da Fluchtverdacht nicht vorliegt. Er gibt an, nicht gewußt zu haben, daß die Jagdflinte geladen war.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 422.

Dienstag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Konzert, übertragen aus Warschau. 15.15: Konzert von Warschau. 17.50: Vorträge. 19.20: Opernübertragung aus Posen.

Mittwoch. 16: Schallplattenkonzert. 16.30: Kinderstunde. 17.10: Vortrag. 17.35: Polnischer Unterricht. 18: Unterhaltungskonzert von Warschau. 19.30: Vortrag. 20.30: Konzert, übertragen aus Krakau. 22.30: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1111,1.

Dienstag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12.15: Sinfoniekonzert. 14: Vortrag und Berichte. 15.15: Uebertragung aus der Warschauer Philharmonie. 17.50: Vorträge. 19.20: Uebertragung einer Operette aus Kattowitz.

Mittwoch. 11.56 und 15: Verschiedene Berichte. 15.45: Für die Pfadfinder. 16: Schallplattenkonzert. 16.30: Kinderstunde. 17.10: Vorträge. 18: Konzert. 19.30: Vorträge. 20.30: Konzert (Solistenabend). 22: Abendberichte. 22.30: Unterhaltungskonzert.

Gleiwitz Welle 329,7. **Breslau Welle 322,6.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: richten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funk-Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 14.05: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Dienstag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Zum neuen Jahr! 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Konzert. 14.40: Funktechnischer Briefkasten. 14.55: Kinderstunde. 15.30: Unterhaltungskonzert. 17: Uebertragung aus Gleiwitz: Das geistige Werden in Oberschlesien. 17.25: Uebertragung aus dem Cafee „Goldene Krone": Unterhaltungskonzert. 18.35: Frauenterzette. 19.10: Hans Bredow-Schule, Abt. Seelenkunde. 19.35: Wetterbericht. 19.35: Abt. Welt und Wanderung. 20: Uebertragung aus Berlin: Zigeunerliebe.

Mittwoch. 15: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Volkskunde. 16: Zum Gedächtnis Rainer Maria Rilkes. 16.30: Aus deutschen Opern. 18: Wirtschaftliche Zeitfragen. 18.30: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Hans Bredow-Schule, Abt. Sprachkurse. 19.25: Abt. Wirtschaft. 19.50: Blick in die Zeit. 20.15: Lotte Leonhard singt. 21.25: Zum Gedächtnis Hermann Sudermanns. 22: Uebertragung aus Berlin: Presseumschau der „Drahtloser Dienst A.-G.". Anschließend: Die Abendberichte.

Kleiner Unterschied

„Sieh' nur diese törichten Leute. Kommen zu diesem herrlichen Konzert zu spät und haben nur den halben Genuß."

„Im Gegenteil, liebes Kind — das sind die klugen Leute. Die haben ihren Bedarf an Genuß schon gedeckt und gehen nach Hause." („Punch.")

Sport vom Sonntag

Der letzte Sonntag im Jahre 1928 brachte kein besonders schönes Sportwetter. Aber trotz des unaufhörlichen Regens ließen sich die Fußballer nicht beirren und spielten mutig darauf los. Da auf den Plätzen Wasser und Glatteis waren und es unmöglich war, ein normales Spiel durchzuführen, so wurde die Spielzeit auf 2 mal 30 Minuten bemessen. Die gestern erzielten Resultate kann man dafür auch nicht als Gradmesser betrachten. Besser jedoch wäre es, wenn die Vereinsleitungen bei so einem Wetter die Spiele absagen würden, denn bei dieser Witterung werden die Spieler direkt in die Krankheit gejagt.

Ruch-Bismarckhütte — 06-Zalenze 1:2 (1:1).

Auf einem sogenannten Mantschplatz begegneten sich gestern obige Gegner und da den Zalenzern dieses Wetter wohl besonders liegt, so trugen sie auch einen etwas sensationell klingenden Sieg davon. Dieses erzielte Resultat darf man jedoch nicht als Kräfteverhältnis betrachten. Denn erstens wurde nur 2 mal 30 Minuten gespielt und zweitens ließ es der Platz zu einem normalen Spiel nicht zu. Trotz der schlechten Witterungs- und Platzverhältnisse waren beide Mannschaften bemüht, ein schönes Spiel vorzuführen und wo Ruch das ganze Spiel hindurch überlegen war. Doch trotz der Ueberlegenheit von Ruch siegten die Zalenzer, jedoch verdient. Denn Zalenze war mit Eifer bei der Sache, Ruch dagegen zeigte ein seltenes Phlegma. Die von Lawozik und Zajonz für Zalenze erzielten Tore waren mehr Eigentore, da der Ruchtormann sich um die schwach geschossenen Bälle nicht besonders bemühte. Ruch spielte ohne Gonsior und Frost. Zalenze war mit der vollen Mannschaft angetreten. Das Ehrentor für Ruch erzielte Peterek.

Kolejowy-Kattowitz — Polizei-Kattowitz 1:0 (0:0).

Das Lokalderby der obigen Kattowitzer A-Klassenvertreter, welches gleichfalls auf einem glatten und schweren Boden ausgetragen wurde, endete nach verkürzter Spielzeit mit einem Siege der Eisenbahner. Das Spiel selbst bot keine besonderen Reize, ja es war zeitweise chaotisch. Auch der Schiedsrichter Gerblich beeinträchtigte das Spiel durch sein dauerndes „Abseits"-Gepfeife. Kolejowy war das ganze Spiel hindurch überlegen, verstand es jedoch nicht, infolge der schlechten Verfassung seines Sturmes auszunützen.

Kolejowy Res. — Polizei Res. 3:1 (1:0).
Kolejowy 1. Jugend — Polizei 1. Jugend 3:1.
Kolejowy 2. Jugend — Polizei 2. Jugend 2:1.
Kolejowy 3. Jugend — Polizei 3. Jugend 3:5.

09-Myslowitz — Diana-Kattowitz 5:1 (5:0).

Bis zur Pause bewegte sich das Spiel in einer drückenden Ueberlegenheit der Einheimischen. Nach der Halbzeit hatte Diana mehr vom Spiel. Dieses Spiel wurde in der normalen Spielzeit durchgeführt.

Amatorski-Königshütte — Slonsk-Schwientochlowitz 0:0.

Es war ein offenes und ausgeglichenes Spiel. Die Tormänner sowie die Verteidiger beider Mannschaften spielten ohne Tadel, dafür versagten die Stürmerlinien. Das Unentschieden entspricht dem Spielverlauf. Schiedsrichter war Gerblich-Lipine.

Amatorski Res. — Slonsk Res. 5:2.
K. S. Chorzow — Haller-Bismarckhütte 5:3 (4:1).

Polnischer Boxsport.

Bezirksboxmeisterschaften.

Der Sportausschuß des polnischen Boxverbandes setzte auf seiner gestern abgehaltenen Sitzung die Termine für die Austragung der Bezirksmeisterschaften wie folgt fest:

1.—3. Februar in Posen;
8.—10. Februar in Lodz;
9.—10. Februar in Lemberg;
16.—17. Februar in Myslowitz.

Als Ringrichter werden bei den Meisterschaften in den einzelnen Bezirken folgende Herren fungieren: In Posen: Kapitän Baran-Warschau, in Schlesien: Landeka-Lodz, in Lodz: Snoppek-Kattowitz, in Lemberg: Sadlowski-Graudenz.

Internationale Boxkämpfe in Myslowitz.

Am 2. Januar veranstaltet 09-Myslowitz im Saale „Polonia" in Myslowitz internationale Boxkämpfe. Zu diesen Kämpfen ist die Kampfmannschaft des Gleiwitzer Boxklubs verpflichtet. Gleichzeitig findet ein Ausscheidungskampf im Mittelgewicht zwischen Seidel (Union-Lodz) und Wieczorek (B. K. S. Kattowitz) statt.

Pistulla-Berlin, polnischer Boxtrainer.

Der deutsche und Europameister im Schwergewicht, Pistulla, verlängerte seinen Aufenthalt in Polnisch-Oberschlesien und machte dem Vorstand des polnischen Boxverbandes eine Offerte als Amateur-Trainer, gleichzeitig verpflichtet er sich, als Amateurboxer für die polnischen Farben zu starten. Im Falle, daß der Boxverband die Offerte annimmt, würde sich Pistulla dauernd in Polnisch-Oberschlesien aufhalten. Wie wir hören, hat der deutsche Boxverband sowie sein Verein, Heros-Berlin, energische Schritte eingeleitet, um Pistulla zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen; gehört doch Pistulla zu den besten Faustkämpfern Deutschlands.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Der Bund für Arbeiterbildung hat für das nächste Vierteljahr zwei neue Filme in sein Programm aufgenommen, die sämtlichen Ortsgruppen auf das Dringendste empfohlen werden: Die „Geschlechtskrankheiten" und den „Alkoholismus", welche in zwingender Weise die Schädlichkeiten Beider aufzeigen.

Kattowitz. Der Kurs über „Polnische Geschichte" findet von jetzt ab in der Wohnung des Unterzeichneten, Katowice, ulica Marjacka 7, statt. Die Teilnahme von neuen Genossen kann noch stattfinden. Beginn: Sonnabend, den 5. Januar 1929, 7½ Uhr.

Dr. Bloch.

Versammlungskalender

Siemianowitz. (Freie Sänger.) Zu unserer am 1. Januar 1929, nachmittags 4 Uhr, im Saale des Herrn Duda stattfindenden Monatsversammlung mit anschließender Weihnachtsfeier laden wir alle aktiven und inaktiven Mitglieder nebst werten Angehörigen herzlichst ein. Zum Geschenkaustausch bitten wir passende Geschenke mitzubringen. Es wird gebeten, pünktlich zu erscheinen und die Mitgliedsbücher mitzubringen.

Eichenau. (Bergarbeiterverband.) Am Sonntag, den 6. Januar, nachmittags 3 Uhr, findet eine sehr wichtige Bergarbeiterversammlung im Lokale des Herrn Brzesina statt. Sämtliche Mitglieder und Freunde des Verbandes werden gebeten, pünktlich und zahlreich zu dieser Versammlung zu erscheinen. Referent: Kamerad Ritzmann

Myslowitz. (D. S. A. P.) Am Montag, den 31. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, findet bei Chelinski die Monatsversammlung der D. S. A. P. statt. Anschließend daran eine Weihnachtsfeier unter Mitwirkung der Arbeitersänger. Ref.: Genosse Matzke.

Kostuchna. Freie Sänger. Die Generalversammlung findet am Sonnabend, den 5. Januar, nachmittags 7 Uhr, im Lokal Weiß statt. Pünktliches Erscheinen aller Mitglieder ist Selbstverständlichkeit.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Wie der erste Tag im Jahr ...

Der Neujahrstag ist nach uraltem Volksglauben ein Glückstag allerersten Ranges. Wie der erste Tag, so das ganze Jahr, und so ist es keineswegs bloß die Lust am Festefeiern, die den Neujahrstag beherrscht, sondern die geheime Meinung, daß das ganze Jahr fröhlich und sorgenlos sich gestalten werde, wenn sein erster Tag in festlicher Weise begangen wird. Durch so manche Neujahrssitten, deren Ursprung und Natur sonst kaum durchsichtig ist, zieht sich als tieferer Sinn der alte Glaube, daß der Neujahrstag das ganze Jahresleben bedingt. Dahin gehört die alte, schon aus dem römischen Altertum bekannte Gewohnheit, daß man des Jahres ersten Tag nicht ganz feiert, sondern dem gewohnten Geschäft, wenn auch nicht für lange Zeit, nachgeht. Wie alt diese Sitte im deutschen Volksleben ist, geht daraus hervor, daß bereits Burchard von Worms die schalt, die in der Neujahrsnacht nähten und häkelten, webten oder sonst allerlei Arbeiten verrichteten; ihm galt das als Teufelswerk. Aber der Mann aus dem Volke war überzeugt, daß er diesen Brauch der Altvordern nicht übertreten dürfe, wolle er nicht Unheil für das ganze Jahr auf sich laden. Ueberall gilt die Regel: Wie am Neujahrstage, so das ganze Jahr. Wer am Neujahrsmorgen spät aufsteht, der tut es während des ganzen Jahres (eine Warnung die sich alle Silvesterschwärmer wohl einprägen mögen); wo es am Neujahrsmorgen unsauber oder unordentlich ist, wo Reste und Ueberstände an Arbeit aller Art zurückbleiben, da wird das ganze Jahr auf Ordnung und Sauberkeit nicht zu rechnen sein. Weshalb die kundige Hausfrau zum Neujahrstage allen Staub besonders sorglich zusammenfegt, die Wäsche rechtzeitig von der Leine nimmt, den Rocken abspinnt und was dergleichen mehr ist.

Sehr natürlich, daß im Lichte dieses Glaubens die erste Begegnung im neuen Jahre von großer Bedeutung ist. Freilich, was da als glückbringend, was als unheilverbreitend zu beurteilen sei, darüber gehen die Volksüberlieferungen weit auseinander. Hier gilt ein Rothaariger als Glücksbote, dort als Unglücksbote; überwiegend aber ist der Volksglaube ungalant genug, es als ungünstiges Vorzeichen anzusehen, wann es ein weibliches Wesen ist, dem man im neuen Jahr zuerst begegnet. Und auch darin sind die Volksüberlieferungen in der Hauptsache einig, daß es eine glückliche Vorbedeutung hat, wenn der erste Besucher im neuen Jahre freudige Botschaft oder gute Gabe bringt. Beispiel der Geldbriefträger, den wohl noch heute am Neujahrsmorgen jedermann lieber zuerst empfängt, als den Schwarm jener Glückwünschenden, die Gaben heischen. Die Freude am reichlichen Gelage, ja selbst am Ueberschwang in Speise und Trank, die zu den alten Gebräuchen des Neujahrstages zählt, geht gleichfalls darauf zurück, daß dies Ueberfluß fürs ganze Jahr prophezeit. Dabei gelten von altersher gewisse Speisen, wie quellende Gerichte oder Süßspeisen, als besonders glückbringend; gelbe Rüben bringen Gold, Weißkraut bedeutet Silber. Und was muß man essen, um recht viel — Papier zu kriegen? Wogegen manche Gerichte, wie z. B. Aepfel im Hessischen und Klöße in Schmalkalden, wieder als Unglücksbringer gelten; wunderlich genug nehmen viele Chinesen am Neujahrstage von dem Genuß ihrer Hauptnahrung, dem Reis, Abstand.

Ist es so am Neujahrstage alte Sitte, sich auf jede mögliche Weise guter Vorbedeutung fürs neue Jahr zu versichern, so galt es von je auch für geboten, an diesem wichtigen Tage die Unholde und üblen Geister zu verscheuchen; denn hält man diesen Tag sie von Haus und Hof fern, so jagt man ihnen fürs ganze Jahr Respekt ein; läßt man sie aber am Neujahrstage zu, so hat man sich das ganze Jahr ihrer Zudringlichkeit zu versehen. Daher ist denn der erste Tag des Jahres von jeher mit weidlich viel Lärm gefeiert worden. Lärmhafte Umzüge, Peitschenknallen, Schießen, Scheibenwerfen, all das soll den üblen Geistern verschlagen, sich zu nähern und ihre Wirksamkeit auszuüben. Auch hält man in jeder Neujahrsnacht das Feuer lebendig, die Lichter brennend, die Oefen in starker Glut. Die Obstbäume werden geschüttelt und geschlagen, die Pumpenschwengel werden festgebunden — kurz, überall, wo die Unholde ihre Tücken etwa ausüben könnten, müssen sie auf Vorsichts- und Abwehrmaßnahmen stoßen. Mit ihrer Hilfe kommt man gut durch die gefährlichen Stunden, und wenn man dann den Neujahrstag noch recht lustig und reichlich lebt, und sich vor bedenklichen Begegnungen hütet, dann darf man mit guter Zuversicht ins neue Jahr hineingehen.

Gut, daß der klassenbewußte Proletarier nicht abergläubisch ist. Denn ihm wird es bei der Ungunst der Zeiten vielfach sehr schwer fallen, den Neujahrstag „recht lustig und reichlich" zu verleben. Und so würde sein karger Tisch ihm ein ganzes karges Jahr bedeuten, wenn er nicht wüßte, daß er selbst im Bunde mit seinen Genossen das neue Jahr zu dem macht, was es sein wird, und nicht irgendwelche deutschen Schicksalsmächte.

Nachkriegskapitalismus und Sozialismus

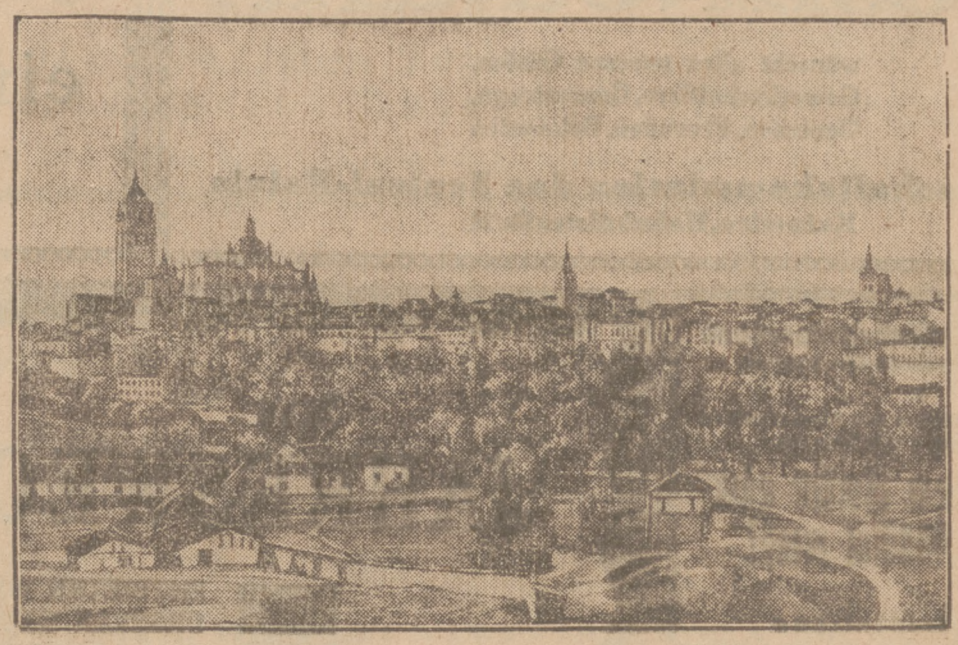
Der mitteleuropäische Kapitalismus hat die schwere Erschütterung durch Krieg, Niederlage, Revolution, Inflation allmählich überwunden. Er fürchtet nicht mehr, wie vor zehn Jahren, den Aufruhr revolutionärer Massen gegen das kapitalistische Eigentum. Er baut immer gewaltiger seine Konzerne, Kartelle, Trusts aus, er zwingt die Arbeiter durch seine Rationalisierung zu immer hastigerer Fronarbeit, er stellt mittels der bürgerlich-bäuerlichen Massenparteien die republikanischen Staatsgewalten immer wirksamer in seinen Dienst. Er fühlt sich als Sieger über die soziale Revolution, vor der er in der Zeit der Revolution und der Inflation gezittert hat. Aber indessen vollziehen sich in der Volkswirtschaft Entwicklungsvorgänge, die die Herrschaft des Kapitals in immer schrofferen Widerspruch zu den Lebensbedürfnissen immer breiterer Volksmassen setzen.

Gewöhnlich beachtet man diese Entwicklungsvorgänge nur in der großen Industrie. Dort sind sie ja am augenfälligsten. Wir haben es erlebt, daß zwölf große Kapitalsmagnaten es wagen konnten, 230 000 Metallarbeiter an der Ruhr und am Rhein auszusperren, das größte Industriegebiet des Kontinents auszuhungern, um den vom Staat für rechtsverbindlich erklärten Schiedsspruch zu zerreißen. Diese Rebellion der Kapitalsmacht gegen die Staatsgewalt hat auch unzählige Männer und Frauen, die dem Sozialismus bisher fernstanden, überzeugt, daß die Konzentration des Kapitals und damit die Konzentration der Macht in den Händen weniger Kapitalsmagnaten eine Entwicklungsstufe erreicht hat, auf der sie unvereinbar geworden ist mit der demokratischen Selbstregierung des Volkes. Ein Zentrumsmann, ein gläubiger Katholik wie Professor Theodor Brauer, der Vertreter der katholischen Wissenschaft am Kölner Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften, forderte unter dem Eindruck dieses Erlebnisses die „Umwälzung der Eigentumsverhältnisse", weil das „Gottesgnadentum der Wirtschaftsherren" unerträglich geworden sei. Zugleich aber vollzieht sich in der Landwirtschaft eine Entwicklung, die, weniger stürmisch, weniger auffällig zwar und deshalb weniger beachtet, aber nicht minder stark zu wesentlichen Veränderungen im Aufbau unserer Wirtschaft drängt. Die Landwirtschaft der ganzen Welt durchläuft seit dem Kriege eine ganze Reihe schwerer, erschütternder Preis- und Absatzkrisen. Die Not, in die die Bauernschaft durch die internationale Agrarkrise gestürzt worden ist, drängt zu Heilungsversuchen, die gleichfalls über den Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung hinaustreiben.

Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür bietet die vor kurzem veröffentlichte Untersuchung der Krisen der deutschen Kartoffelproduktion, die im Rahmen der großen Wirtschaftsenquete des deutschen Reichswirtschaftsrates vorgenommen worden ist. Die deutsche Kartoffelproduktion, auf den leichten Sandböden des deutschen Ostens ein überaus großer und wichtiger Zweig der Landwirtschaft, leidet unter überaus großen Preisschwankungen. Der Zentner Kartoffeln hat auf dem Berliner Markt im März 1927 4.38 Mark, ein Jahr vorher 1.54 Mark gekostet! In Jahren schlechter Ernte klagen die Verbraucher über unerschwingliche Kartoffelpreise. In Jahren guter Ernte sinken die Kartoffelpreise so tief, daß die Bauern für ihre Kartoffeln nicht einmal die Gestehungskosten bekommen. Diese ungeheuerlichen Preisschwankungen auf dem Kartoffelmarkt pflanzen sich auf den Schweinemarkt fort. In Jahren guter Kartoffelernte vergrößern die Bauern die Schweinehaltung, um die Kartoffeln zu verfüttern; ungefähr anderthalb Jahre später tritt daher ein Ueberangebot auf dem Schweinemarkt und damit ein für die Bauern katastrophaler Sturz der Schweinepreise ein. Wenn dann niedrige Schweinepreise mit hohen Kartoffelpreisen zusammenfallen, so wird die Schweinehaltung eingeschränkt; einige Monate später wird daher das Schweinefleisch den Verbrauchern unerschwinglich. Diese ungeheuerlichen Schwankungen der Kartoffel- und der Schweinepreise führen periodisch zu Krisen, die die Bauern des Lohnes ihrer Arbeit berauben und ihre Existenz bedrohen. Sie drängen nach Einrichtungen, die die Kartoffelpreise und dadurch mittelbar auch die Schweinepreise einigermaßen stabilisieren sollen. Aber wie ist das zu erreichen?

Man kann durch das Trocknungsverfahren aus Frischkartoffeln dauerhafte Futtermittel erzeugen. Es wäre also möglich, in Jahren guter Kartoffelernten große Mengen Kartoffeln aufzukaufen, zu trocknen und aufzuspeichern, um sie als Futtermittel in Jahren schlechter Kartoffelernte abzugeben. Auf diese Weise könnte man gewiß die Schwankungen der Kartoffelpreise wesentlich einengen: in Jahren guter Ernte dem Preissturz, in Jahren schlechter Ernte der Preissteigerung entgegenwirken. Und mit den Schwankungen der Kartoffelpreise würden auch die Schwankungen der Schweinehaltung und der Schweinepreise automatisch eingeengt. Nun gibt es in Deutschland in der Tat eine große Kartoffeltrocknungsindustrie. Aber rein privatwirtschaftlich betrieben, hat sie weder hinreichende Mittel, noch an der Stetigkeit der Beschäftigung ihrer Betriebe interessiert, ein Interesse daran, eine planmäßige Vorratswirtschaft zu treiben. Nur eine gemeinwirtschaftliche Organisation der Kartoffeltrocknungsindustrie, vom Staat mit hinreichenden Kapitalien ausgestattet, von den Produzenten und den Konsumenten kontrolliert, könnte die Kartoffelpreise wirksam regulieren, indem sie in Jahren guter Ernte große Kartoffelmengen aufkaufen und getrocknet aufspeichern, in Jahren schlechter Ernte die aufgespeicherten Vorräte feilbieten würde. So drängt das starke Bedürfnis der Bauernschaft nach der gemeinwirtschaftlichen Kontrolle der Kartoffelpreise durch eine von einer gemeinwirtschaftlichen Organisation der Kartoffeltrocknungsindustrie zu besorgende planmäßige Vorratswirtschaft — nach der „Sozialisierung der Kartoffel", wie Fritz Baade in einer sehr lehrreichen Abhandlung (in der „Gesellschaft") dies nennt. Das ist natürlich nur ein Beispiel. Die internationale Agrarkrise drängt alle Zweige der Landwirtschaft zu ähnlichen Forderungen. Die Forderung nach der Stabilisierung der Getreidepreise durch ein staatliches Außenhandelsmonopol für Getreide, wie wir sie vor drei Jahren im Agrarprogramm der österreichischen Sozialdemokratie formuliert haben, ist in Deutschland jetzt vom Landbund übernommen worden. Als wir vor kurzem im österreichischen Nationalrat die Errichtung eines Großhandelsmonopols für Zucker gefordert haben, haben wir aus dem Munde des Herrn Dr. Buresch die Antwort gehört, man werde sich im Interesse der Rübenbauern schließlich auch dazu entschließen müssen, wenn der Schleuderexport der tschechischen Zuckerindustrie andauert. So wird sich unter dem Drucke der Agrarkrise in der Bauernschaft allmählich die Forderung nach der gemeinwirtschaftlichen Kontrolle der Märkte, nach der Sozialisierung des Vertriebs der Agrarprodukte durchsetzen!

Die Bauernschaft hat die staatliche Organisation des Wirtschaftslebens zum erstenmal in der Gestalt des „Kriegssozialismus" kennengelernt, in der Gestalt jener „Zentralenwirtschaft", die die Arbeitsprodukte der Bauern konfisziert hat, um die Armeen zu ernähren. Diese Erfahrung hat die Bauern zu Anhängern der „freien Wirtschaft", zu Gegnern jedes staatlichen Eingriffs in das Wirtschaftsleben, zu Todfeinden des Sozialismus gemacht. So konnte sich der Kapitalismus der Nachkriegszeit auf die Bauern stützen, die breiten bäuerlichen Wählermassen gegen den Sozialismus aufbieten und dadurch seine durch die Revolution gefährdete Herrschaft wiederherstellen. Jetzt aber lernt die Bauernschaft den Segen der „freien Wirtschaft" in der zerstörenden Agrarkrise kennen. Langsam, allmählich, wie es des Bauern Art ist, beginnt er zu begreifen, daß nur eine sozialistische Organisation des Vertriebes seiner Erzeugnisse — freilich eine, die von der militärischen Wirtschaftsorganisation der Kriegszeit völlig verschieden sein wird — ihn von der Spekulation der Weltbörsen, von dem Dumping der Kartelle, von der Preisanarchie der kapitalistischen Märkte unabhängig machen kann. Erst in dem Maße, als die Bauernschaft dies erkennen wird, wird die Kraft entstehen, die stark genug sein wird, die aus der Entwicklung des Nachkriegskapitalismus entstehenden gesellschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen: die Allianz der Arbeiter und der Bauern, durch die die Bauern den Arbeitern helfen werden, die konzentrierte Großindustrie, und die Arbeiter den Bauern helfen werden, den Vertrieb der Erzeugnisse der Bauernschaft zu sozialisieren. So erzeugt die Entwicklung des Nachkriegskapitalismus selbst gesellschaftliche Bedürfnisse, die nach der Ueberwindung des Kapitalismus drängen, und damit bereitet sie selbst allmählich den Zusammenschluß der Kräfte vor, die seine Ueberwindung vollziehen werden. Denn die Sozialisierung der Großindustrie und die Sozialisierung des Vertriebes der Agrarprodukte — das wären die entscheidenden Maßnahmen zu seiner Ueberwindung. Durch die Sozialisierung der Schwerindustrie würden die „Kommandohöhen der Wirtschaft" dem Kapital entrissen. Durch die Sozialisierung des Vertriebes der Agrarprodukte würde in dem wichtigsten Zweige der Volkswirtschaft kapitalistische Anarchie durch sozialistische Planwirtschaft ersetzt.



Der Herd einer neuen Artillerie-Revolte in der spanischen Armee

ist Segovia. Die gegensätzliche Stellung, die das spanische Artillerie-Offizierkorps gegen Primo de Rivera von jeher eingenommen hat, fand einen erneuten Ausdruck in den Kundgebungen, die von den Offizieraspiranten der Artillerieschule Segovia gegen den Diktator veranstaltet wurden. Etwa 100 Fähnriche wurden wegen Gehorsamsverweigerung festgenommen.

Zur Erinnerung an Viktor Adler

Von Emile Vandervelde (Brüssel).

Wie unsere Partei im Jahre 1925 werden unsere österreichischen Genossen am 31. Dezember den vierzigsten Geburtstag ihrer Partei und der sozialistischen Einheit feiern, die 1888 auf dem Parteitag von Hainfeld hergestellt wurde.

Sie haben mich aus diesem Anlaß gebeten, ein paar Worte darüber zu sagen, was für die Internationale ihr großer Führer Viktor Adler war. Um diesen Artikel, der für den Wiener „Kampf" bestimmt ist, zu schreiben, habe ich natürlich auf die Erinnerungen aus der Zeit zurückgegriffen, als wir zusammen im Internationalen Sozialistischen Bureau saßen.

Aber ach, es kommt ein Augenblick, da diese persönlichen Erinnerungen stocken. Der Weltkrieg bricht aus. Ich sehe Adler zum letztenmal am 29. Juli 1914 bei jener Versammlung im Cirque, wo Jaures spricht. Von da an trennt uns der eiserne Vorhang. Alles, was ich von seinen vier letzten Jahren weiß, habe ich aus vereinzelten Zeitungsnachrichten erfahren und vor allem aus dem, was nach seinem Tode Seitz, Otto Bauer und andere Genossen geschrieben haben. Unser Freund Huysmans sollte im „Avenir Social" (der Monatsschrift der belgischen Partei) den Artikel über Adler übersetzen lassen und veröffentlichen, den Seitz kürzlich im „Kampf" geschrieben hat. Ich kenne wenig Berichte, die in solchem Maße das Gefühl des Tragischen erwecken. Adlers ganzes Leben war ein einziges langes, geduldiges und hartnäckiges Bemühen, die Macht der Sozialdemokratie in Oesterreich auf das höchst erreichbare Maß zu steigern, und auf der anderen Seite, im Rahmen eines demokratischen österreichischen Staates die Verbindung aller Nationen — Deutsche, Tschechen, Polen, Kroaten und andere — zu erhalten, die im Wiener Parlament vertreten waren. Schon vor dem Krieg war es klar geworden, daß, wenn Viktor Adler in der Erfüllung der ersten Aufgabe einen wunderbaren Erfolg zu verzeichnen hatte, er sich auf der anderen Seite in vergeblichen Bemühungen verbrauchte, um die Zersetzung eines Staates zu verhindern, der den Schein einer Einheit lediglich der monarchistischen Staatsform verdankte. Mit dem Kriege mußte sich natürlich dieser Prozeß der Zersetzung, des Zerfalls beschleunigen.

Während vier Jahren konnte man das Parlament ausschalten, die Revolte der Nationen zurückdämmen, den Italienern und den Russen wenigstens den Anschein einer geeinigten Front bieten. Man vermochte nicht, zu verhindern, daß, als die Stunde der Niederlage kam, nicht allein der Thron der Habsburger stürzte, sondern der ganze österreichische Staat in Stücke und Trümmer fiel. Während der ganzen Zeit des Krieges bot Adler seinen Freunden das Bild eines Mannes, der körperlich und seelisch zu Tode getroffen war. Das Herzleiden, das ihn seit langen Jahren aushöhlte, wurde immer schlimmer. Und in diesem Körper rangen zwei Seelen den erbitterten Kampf. Der Demokrat, der Sozialist, der Internationalist — wie sollte er nicht gegen diese Monarchie sein, deren unbeugsamer Gegner er stets gewesen war, und der er die schwerste Verantwortung für den Krieg zumaß? Aber wenn er die Monarchie stürzen wollte, so wollte er doch zugleich den Staat retten, und um den Staat zu retten, mußte man die Niederlage verhindern. Unlösbarer Konflikt ineinander unmittelbar entgegengesetzter Wünsche, die nicht nur in ihm, die rings um ihn bestehen, in seiner Partei, selbst in seiner Familie, wo sich der Vater verzweifelt an etwas klammert, das dem „Burgfrieden" ähnlich ist, während der Sohn das Unwiderrufliche schafft, indem er den Ministerpräsidenten der Monarchie erschießt. Wie groß in diesen letzten Jahren das Martyrium Viktor Adlers gewesen sein muß, läßt sich nur allzu leicht erraten.

Aber das Geschick erfüllte sich, das Ende naht heran. Am 3. Oktober 1918, als Kaiser Karl wahrnimmt, daß alles um ihn zusammenstürzt, denkt er daran, in der Volksvertretung eine Stütze zu suchen, und beruft die Parteiführer nach Schönbrunn. Damit sie die Verantwortung teilen, die ihm über den Kopf wächst, will er von ihnen verlangen, daß sie sich, daß sich das Parlament an einem Waffenstillstandsangebot beteiligen.

Adler ist mit anderen sozialistischen Abgeordneten unter den Eingeladenen. Langsam, mühsam, mit fast versagendem Herzen, steigt er über die Treppe hinan, die zum Audienzsaal führt. Aber im Augenblick, da er oben ankommt, versagen ihm die Kräfte. Er fällt zusammen und unter denen, die ihm zu Hilfe eilen, ist die Kaiserin Zita. Die letzte Habsburgerin bemüht sich um den, der morgen Mitglied der ersten Regierung der österreichischen Republik sein wird. Eine Szene, die an Shakespeares große historische Dramen gemahnt, diese letzte Begegnung einer Welt, die stürzt, mit einer Welt, die aufsteigt...

Als er nach wenigen Augenblicken wieder zu sich kommt, fand Adler noch die Kraft zu einer kurzen Rede, in der er den Habsburgern dieses Wort hinwarf, das ein Urteilsspruch ist: „Der Faktor, der den Krieg begonnen hat, hat ihn auch zu beenden."

Von diesem Augenblick an beginnt für ihn wie für die Monarchie der Todeskampf. Sechs Wochen später kommt der Waffenstillstand, kommt die Revolution. Der Kaiser ist auf der Flucht. Eine provisorische Regierung wird gebildet. Ihr Außenminister, dem man die Aufgabe überträgt, zu retten, was zu retten ist, ist Viktor Adler. Aber gerade in diesem Augenblick hört sein Herz, sein altes Herz, das litt an allen Leiden und an allem Elend eines Menschen und eines Volkes zu schlagen auf. Jaures starb am Vorabend des Krieges, Adler stirbt, nicht weniger tragisch, im Morgenrot des Friedens.

Er stirbt mit dem Staat, den er hatte retten wollen. Er stirbt einige Stunden bevor man die Republik ausrief, die Frucht seiner Tat. Was war, ist nicht mehr; was sein wird, ist noch nicht. Aber er, der immer Klarblickende, wird im letzten Augenblick auf der Straße der Zukunft diese herrliche Armee gesehen haben, die er geschaffen hatte, wie Cromwell seine „Eisenseiten" schuf: die österreichische sozialdemokratische Partei.

Ihr österreichischen Genossen, zum vierzigsten Geburtstag eurer Partei grüßen wir euch, wie ihr euch selber grüßet, mit dem Brudergruß „Freundschaft!"

Der verkannte Schubert

Franz Schubert, den am 19. November die gesamte musikalische Welt als den Schöpfer des Kunstliedes ehrt, hat, wie viele andere geniale Menschen zu Lebzeiten, nicht die ihm gebührende Anerkennung gefunden. In den Aufzeichnungen von Joseph von Spann, eines Freundes von Schubert, liest man eine interessante Anekdote, die das Verhalten der Zeitgenossen des großen Komponisten in grellem Schlaglicht zeigt. Eines Tages, als Schubert noch bei seinem Vater am Himmelpfortgrund in Wien lebte, statteten ihm Spann und Mayerhofer dort einen Besuch ab. Als sie aber sein Zimmer betreten hatten, fanden sie nicht die gewohnte freudige Aufnahme des Komponisten. Der große Musiker schien in ein Buch vertieft und von ihm sehr in Anspruch genommen. Er glühte vor Erregung, ging nervös auf und ab, dabei rezitierte er immerwährend ein Gedicht. Plötzlich setzte er sich wieder an seinen Tisch; schnell ging die Feder des Genies über das Papier, und in ganz kurzer Zeit hatte Franz Schubert seinem Liederschatz die Ballade „Der Erlkönig" einverleibt. Er enthüllte es nun den Freunden, und da Schubert kein Klavier zu Hause hatte, zogen die drei ins Konvikt, wo die neueste Schöpfung des Meisters eine wahre Begeisterung auslöste. Aber eine ganz gegenteilige Aufnahme bereiteten dem Werk die Verleger Breitkopf und Härtel, denen Spann das Manuskript angeboten hatte; ja, man verstieg sich dazu, anzunehmen, ein gewisser Franz Schubert hätte sich in eigendünklerischer Absicht des gleichlautenden Namens des „berühmten" Dresdener Konzertmeisters bedient. Als dieser das Lied „Der Erlkönig" seines „unbedeutenden" Namensvetters erhalten hatte, schrieb er zornentbrannt folgende Berichtigung: „Ich verbitte mir ganz energisch, mir die Komposition eines so elenden Machwerkes nachzusagen. Ich werde schon diesen Kerl zu ermitteln wissen, der meinen Namen und Ruf zu seinen dunklen Zwecken mißbrauchen will."

Ein fröhliches Prosit Neujahr

wünscht allen unseren Gästen,
Gewerkschaftlern, Genossinnen,
Genossen, Freunden, Bekannten

Die Wirtschaftskommission des Zentral-Hotels
Katowice, Bahnhofstraße 11

»Volkshaus« Konigshütte

früher Hotel zur Königshütte - ul. 3-go Maja 6 (Kronprinzenstr.)

Allen unseren Gewerkschaftlern, Genossen
Gästen, Freunden und Bekannten wünscht

ein gesundes neues Jahr

Königshütte, den 1. Januar 1928

Der Ortsausschuß nebst Lokalkommission
I. A.: W. Zelder

Deutscher Metallarbeiterverband
Bezirksleitung Polnisch-Oberschlesien

Allen unseren Mitgliedern wie deren Familien und Verwandten wünschen wir

zum neuen Jahr ein frohes Glück auf!

Die Bezirksleitung

ZUM

JAHRESWECHSEL

ENTBIETEN WIR ALLEN
UNSEREN WERTEN KUNDEN
UND GESCHÄFTSFREUNDEN

DIE BESTEN GLÜCKWÜNSCHE

»VITA« NAKLAD DRUKARSKI
KATOWICE, KOSCIUSZKI 29 - TELEFON 2097

Deutscher Bergarbeiterverband
Bezirk Polnisch-Oberschlesien

Allen unseren Verbandskameraden und Gönnern
ein herzliches

Glück auf!

zum neuen Jahre

Die Bezirksleitung

DIE HERZLICHSTEN
GLÜCKWÜNSCHE
ZUM JAHRESWECHSEL

entbieten allen
Parteigenossinnen, Genossen
Freunden und Bekannten

JOHANN U. ALICE KOWOLL

Allen unseren Freunden und Gewerkschaftskollegen an dieser Stelle

die herzlichsten Glückwünsche zum Neuen Jahre!

Ortsausschuß der freien Gewerkschaften
Katowice

Allen unseren Freunden und Gewerkschaftlern an dieser Stelle

die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr

Ortsausschuß der [illegible] Gewerkschaften
Laurahütte

Zentralverband der Maschinisten und Heizer

Allen Verbandsmitgliedern entbietet die

herzlichsten Neujahrswünsche

Der Bezirksvorstand

Allgemeiner freier Angestelltenbund

Katowice, ul. Mickiewicza 8 II.

Allen unseren Mitgliedern

die herzlichsten Glückwünsche

und bestes Wohlergehen zum neuen Jahre

Der Bundesvorstand **Die Geschäftsstelle**

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei in Polen, Katowice

Die herzlichsten Glückwünsche und bestes Wohlergehen

zum neuen Jahre
wünscht allen unseren Mitgliedern

Der Parteivorstand

Allen Genossinnen u. Genossen
Freunden und Bekannten
wünsche ich

ein fröhliches Neujahr!

Jos. Helmrich, Redakteur

Arbeiter-Sängerbund in Polen

Ein frohes Neujahr

allen Sangesschwestern und -brüdern
sowie Gönnern der
Arbeitersängerbewegung

Der Vorstand.

Allen unseren Mitgliedern u. Klienten

zum Neuen Jahre

die

herzlichen Glückwünsche!

Wünschen, daß Jeder uns im Neuen Jahre ein neues Mitglied zuführt!

Mała-Dąbrówka, 1. Januar 1929

Spółdzielnia „Robotnik"

Tow. Turystyczne „Przyjaciele Przyrody"
Touristenverein „Die Naturfreunde"

wünscht allen Freundinnen u. Freunden, sowie Gönnern unserer Bewegung
ein frohes und glückliches

Neues Jahr!

„Berg-Frei"
Die Gauleitung
K. Klose E. Lindner J. Sobel

Ein gesundes und frohes Neues Jahr!

wünscht allen Freunden und Bekannten
Genosse

Stefan Sowa

Allen Partei-Gewerkschaftsmitgliedern
und Bekannten wünscht zum

Jahreswechsel

die besten

Glückwünsche

Familie Kuzella

Sämtlichen Frei-Gewerkschaftlern
ein frohes

Neues Jahr!

Ortsausschuß Bismarckhütte